Briefe von Heinrich Voss,

herausgegeben

von

Abraham Voss.

II.

Mittheilungen über Göthe und Schiller.
Briefe an Chr. von Truchseß.

Heidelberg,
bei C. F. Winter, Universitätsbuchhändler.
1834.

Mittheilungen

über

Göthe und Schiller

in Briefen

von

Heinrich Voſs.

Herausgegeben

von

Abraham Voſs.

Heidelberg,
bei C. F. Winter, Universitätsbuchhändler.
1834.

An Heinrich Christian Boie.

Jena, 25. Februar 1804.

Sie mögen wohl recht erwartungsvoll sein, liebster Onkel, auf den Fortgang unserer jetzigen Verhandlungen, nach dem letzten Briefe meiner Mutter. Sie sollen auch mit aller Umständlichkeit befriedigt werden.

Ich bin 9 Tage in Weimar gewesen, habe mich allenthalben, wo es nöthig war, producirt, und habe Beifall gefunden. Noch während meiner Anwesenheit in W. ist ein Brief an meinen Vater *) abgegangen, wodurch ich zum Professor des Weimarischen Gymnasiums bei angemessenem Gehalte ernannt bin. Alles ist angenommen, und wir sehen nur einem umständlichen Berichte vom dortigen Schulwesen entgegen; worauf ich dann, wahrscheinlich

*) Welcher damals in Jena lebte.

4 Wochen nach Ostern, meine neue Stelle antrete. Da ich gehöriges Selbstvertrauen in meine Kräfte besitze, da ich in ganz Weimar kaum Eine Stimme gegen mich habe, und Alle mir mit freundlicher Liebe entgegenkommen — so sehe ich ohne Scheu in die Zukunft, und denke nur an alle Vortheile zu meiner eigenen weitern Ausbildung, die sich mir darbieten. Was die Nähe meiner Eltern mir sein wird, und der Umgang mit Männern wie Göthe und Schiller, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich fühle zu sehr, daß ich noch Aufmunterung bedarf, um immer weiter zu schreiten; und welche Lage könnte für mich günstiger sein, meine Ausbildung, zum Menschen und Gelehrten, zu fördern?

Nun von meiner Reise. Daß ich ein wenig schwul in Weimar einfuhr, kann ich nicht läugnen; wol wenige stellen sich mit ganz kecker Stirn der Prüfung so scharfsinniger Männer, wie Göthe, entgegen. Ich war aber gleich ganz guter Dinge, als ich, nach einem sehr herzlichen Empfange, mich einige Minuten auf Göthe's warmem und behaglichem Zimmer von der kalten und stürmischen Reise erholt hatte. Wir kamen unvermerkt in das erste Gespräch über Schulunterricht hinein, das denn über eine Stunde dauerte, bis wir zu Tische gerufen wurden. Des

Nachmittags ist Göthe selten zu sprechen, er bleibt bis zum Abendessen in seinem Zimmer und arbeitet. Aber jeden der folgenden Tage wurde ich um 10 oder 11 zu ihm gerufen, und blieb dann bei ihm, je nachdem er Zeit hatte, ein oder zwei Stunden; manchmal fuhr ich auch mit ihm vor dem Mittagsessen spazieren. So kann ich wol sagen, daß ich einen Theil des Tages ernsthaft, den andern lustig zugebracht habe. Des Nachmittags machte ich Besuche, oder ging ins Schauspiel; des Morgens arbeitete ich oder las, wenn mir Göthe etwas interessantes mittheilte, oder überdachte seine geistvollen und lehrreichen Gespräche.

Wie habe ich Göthe jetzt lieb gewonnen, gegen den ich lange schon die unbedingteste Achtung hegte! Der Ton, in dem er mit mir redete, war wie der eines Vaters, und da ward es mir nicht schwer, so viel Zutrauen zu ihm zu fassen, und den Muth in seiner Gegenwart zu behaupten; was er so gerne an jungen Leuten wahrzunehmen scheint. Wir haben viel über mythologische und geographische Gegenstände gesprochen. Göthe interessirt sich so sehr dafür, daß er mich schon am zweiten Tage bat, die mythologischen Briefe meines Vaters kommen zu lassen, die er denn auch noch während meiner An-

wesenheit ganz durchgelesen hat. Ein Gespräch von ihm, an einem der ersten Abende, auf Veranlassung einer von mir übersetzten horazischen Epistel (I, 6), die ich vorlesen mußte, vergesse ich nicht, so lange ich lebe. Er sprach über den platonischen Ausspruch, daß die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten sei. „Der ist ein Tölpel", sagte er, „den die ewigen Naturgesetze in großen oder kleinen Massen nicht in Staunen setzen, und so seiner Seele einen Aufschwung geben, ihnen nachzuforschen und auf den innersten Grund zu dringen. Aber — der wahre Weise und der wahre Mensch höret auf mit dem Nicht-Bewundern." Und so kam er auf den „edlen Horaz" zurück. Dies war der Inhalt eines langen Gesprächs, das er mit der größten Klarheit, Begeisterung und Ruhe durchführte. Ich weiß nicht, ob er uns (mich und Riemer, den Hofmeister seines Sohnes) hat in Verwunderung setzen wollen, und glaube es nicht; aber daß er's that, ist sicher. Wir saßen als Stumme gegen einander gekehrt, als Göthe uns verlassen hatte. Ich konnte noch lange nicht zu Bette gehen, weil mein Blut in große Wallung gerathen war; aber es war mir auch sehr wohlthätig, jenes Gespräch noch im Stillen für mich zu überdenken.

Äußerst merkwürdig und angenehm ist es, Göthe in seinen Sonntagsgesellschaften als Präceptor im Vorlesen und Deklamiren zu sehen. Da sitzt die ganze Gesellschaft um einen langen Tisch (Göthe in der Mitte) und liest abwechselnd. Es traf sich, daß beide Mal, als ich zugegen war, aus der Luise gelesen wurde. An Göthe kam die Stelle von der Trauung, die er mit dem tiefsten Gefühle las. Aber seine Stimme ward kleinlaut, er weinte, und gab das Buch seinem Nachbarn. „Eine heilige Stelle", rief er aus, mit einer Innigkeit, die uns alle erschütterte.

Nachher traf ihn die Stelle: „den Gesang, den unser Voß in Eutin uns dichtete". Aus dem Pathos, mit welchem er diese Worte vortrug, hätte ich schon seine Liebe zu meinem Vater abnehmen können, wenn mir jenes Gefühl bei Göthe unbekannt gewesen wäre. So sah ich Göthe schon am ersten Tage meiner Ankunft, und von dem Augenblicke an hatte er auch mein ganzes Zutrauen.

Madame Stael-Holstein geht Montag aus Weimar. Drollig ist's, Göthe über sie reden zu hören. „Ich treibe sie in die Enge", sagt er, „wenn sie räsonnirt. Erst vermaure ich sie auf dieser Seite, dann auf jener (und dies zeigte er mit dem Finger

auf der Serviette). Dann will sie entfliehen, und kann nicht vor- noch rückwärts. Sie giebt sich einen effort, schwingt sich in die Höhe, und macht's wie der Flußgott Achelous: Sie entflieht in einer fremden Gestalt." Sie hat die Luise gelesen, und eben so stark dabei geweint, als bei Kotzebue's Bayard und den Hussiten. Die Tabakspfeife war ihr anstößig. Der Herzog erinnerte sie an die Schweine im Homer. Auch die, sagt sie, dürfen nicht in honette Gesellschaft kommen. Göthe will ihr nun den Bandwurm aus Delille's homme de Champ zu Gemüthe führen, der sich durch zwei Alexandriner hindurchschlängelt. Dann wird sie verduzt, und — entflieht in einer fremden Gestalt.

Die Hussiten (lacrimosa poëmata Pupî) habe ich zweimal gesehen. Das ist ein verzweifeltes Stück. Es wirkt wie die abführenden Bücher in Klimms Unterwelt. Das ganze Auditorium, ich meine das weimarische Publikum, schluchzte. Fragen Sie nicht, ob ich geweint habe; ich werde beschämt dastehen. Kotzebue jagt einem die Rührung ein, wie mancher Dichter oder Erzähler die Furcht, durch unvorbereitete Erscheinung. So pflegt man über einen Harlequin zu lachen, wenn er ganz unvermuthet einen derben Schwank zum Vorschein bringt. Bald

soll der Herodes von Bethlehem gegeben werden, aber erst, wann die Hussiten die starken Unkosten der Hussitenpanzer und Sterbekleider abverdient haben.

Jena, 9. April 1804.

Ich bin abermals in Weimar gewesen bei dem Herrlichen, und diesmal als Stubengenoß und Vicehofmeister seines August. Wenn ich Ihnen den Inbegriff dieser 10 Tage andeuten will, so muß ich sagen: ich bin sehr heiter und froh gewesen. Meine Hauptangelegenheit ist zu einem schönen Ende gefördert, und ich habe Göthe diesmal noch mehr genossen, als das vorigemal. Seine Aufnahme war so herzlich; und was er mir in dieser Zeit Liebes erzeigt hat, kann ich nicht beschreiben. Er hat wie ein zärtlicher Vater für mich gesorgt; er sinnt recht darauf, mir einen angenehmen Aufenthalt zu verschaffen. Ich bin auch jetzt schon ganz eingewohnt daselbst; ich habe mir schätzenswerthe Bekanntschaften erworben, und habe die Versicherung von Göthe und Schiller, daß mir ihr Haus jeder Zeit mit herzlicher Liebe offen stehen soll. Lieber Onkel, ich bin recht glücklich!

Denken Sie, ich bin Doctor philosophiae geworden, und Gott weiß was sonst noch. Das Ding

kommt mir recht lustig vor; ich kann mich noch nicht in meinen neuen Rang finden, und mag wol recht wie der holbergische Bauerjunge aussehen, als ihn der philosophische Herr Leerkopf in einen Pfalzgrafen umkleidete. Wir saßen zu Mittage, und hatten eben das Letzte verzehrt, als Göthe einen Kuchen beorderte, „weil der Voß noch so hungrig aussähe“. Ich entschuldigte mich, aber es half nichts; der kleine August mußte hinausgehen, und kam gleich darauf mit einer großen Schüssel wieder, die er mir auf den Kopf setzte mit dem abgedrungenen Versprechen, daß ich davon essen müßte. Ich versprach es, und die Schüssel stand vor mir mit dem Doktordiplom. Mir ward von Vater und Sohn recht herzlich Glück gewünscht; darauf stellte sich bei Göthe die gute Laune ein, und er fing an zu scherzen. „Bis morgen Abend sei Er Herr Doktor“, sagte er, „dann wollen wir seine Gesundheit trinken, und ihm den Titel wieder abnehmen, damit er wieder der gute Voß sei.“ Nun bestellte er zu meiner Doktorfeier eine Flasche von seinem besten Champagner, die ich mit ihm bis zum letzten Tropfen (fast zum Schwindlichtwerden) ausleerte. Nachher gingen wir einige Stunden im Park spazieren, und da war Göthe ganz allerliebst munter. Es ist kein Gegenstand, der seiner

Aufmerksamkeit entgeht; in Alles bringt er Geist und Leben, und wenn er auch von entlegenen Dingen redet, so nimmt er doch die um ihn her liegenden und wechselnden Gegenstände zu Hülfe, um seine Gedanken in sie einzukleiden. Nie braucht er je ein anderes Gleichniß, als das von Dingen hergenommen ist, die er grade vor sich sieht, und man wundert sich oft, wie er aus einem erbärmlichen Stoffe etwas so Herrliches und Herzerhebendes zu bilden wußte. Wenn er dann in Feuer geräth, so wird sein Schritt hastiger, oder wenn er gewisse Gegenstände fixirt, um sie tief zu ergründen, dann steht er auch wol gar stille, und stemmt einen Fuß vor den andern, mit dem Körper rückwärts gebogen. Ihm bei Tische grade entgegen zu sitzen, und in sein feuriges tiefes Auge zu blicken, ist eine wahre Wonne (Göthe sagt selbst einmal was ähnliches in seinem Götz). Es drückt sich in seinen Zügen bei aller Majestät so viel Güte und Wohlwollen aus. Nie aber ist er angenehmer und liebenswürdiger, als des Abends in seinem Zimmer, wenn er ausgezogen ist, und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen steht, oder auf dem Sopha sitzt. Ja da wird es unmöglich, sich ihm nicht hinzugeben. Ob es die Ruhe macht, die abendliche Stille, das Gefühl der Erholung von

oft schweren Arbeiten, oder was es ist. Dann ist er am heitersten und gesprächigsten, am offensten und herzlichsten. Ja, Göthe kann die Herzlichkeit selbst sein. Dann hat sein manchmal furchterregender Blick auch alles Schreckhafte verloren.

Sobald ich in Weimar etwas eingerichtet bin, will er eine Gesellschaft junger Leute um sich versammeln, von solchen, die Lust haben vorwärts zu schreiten. Da sollen Schriften aus mehreren Fächern und Sprachen gemeinschaftlich gelesen und besprochen werden Ich weiß schon aus Erfahrung, wie mit Liebe er so was unternimmt und betreibt. Die Früchte dieser Conversationen sollen denn auch zugleich auf die Literaturzeitung verbreitet werden, und wahrlich das ist ein glücklicher Gedanke. Denn Göthe, der zum eigentlichen Recensenten nicht geschaffen ist, giebt doch oft im Gespräche die herrlichsten und treffendsten Urtheile, die durchaus nicht verloren gehen dürfen. Und welche Übung wird es für uns sein, Winke und umhergestreute Ideen der Art aus Göthe's Geiste auffassen zu lernen, und in Aufsätze oder Recensionen sie zu fixiren! Weiß man doch das erst am deutlichsten und klarsten, was man selbst andern mitzutheilen genöthigt wird! —

Was sagen Sie zu seiner Recension von meines

Vaters Gedichten? Welch ein schöner Gedanke, des Dichters poetisches Leben aus seinen Gedichten zu entwickeln, und welch ein tiefes Studium der Gedichte in dieser Entwickelung! Ein wahres lebendiges Votivgemälde. Fast jedes Wort könnte als Citat ein Lied bekommen. Ungemein schön ist der Übergang von den Herbstliedern zu den religiösen —. Ich habe diese Recension recht von Grund aus entstehen sehn. Gewöhnlich des Abends von 8 — 10 las ich Göthen die Gedichte vor. Als ich das Herbstlied anfangen wollte: „Die Bäume stehn der Frucht entladen", nahm er mir das Buch aus der Hand und sagte: das will ich selber lesen. Er las es, und gleich darauf: „Trost am Grabe". Die Worte in der Recension, mit denen er diese Lieder bezeichnet, mögen Ihnen die gerührte Stimmung aussprechen, womit er sie las. Einige Stellen habe ich ausgearbeitet, nämlich die über die höheren Stände, und den letzten Theil über Sprache, Rhythmik und Mythologie. Versteht sich, daß Göthe nachher revidirte, um den Stil mit dem seinigen gleichförmig zu machen, wo es mir nicht gelungen war.

Sonnabend hatten wir den Macbeth; er ward meisterhaft gegeben, obgleich in seiner ganzen blutigen Gräßlichkeit. Die Hexen waren junge Mädchen,

schön von Wuchs, und recht artig gekleidet, die eine sogar zierlich. Es war ein kühner Gedanke von Göthe, das Schreckliche dieser Wesen mehr in die Wirkung, als in die Gestalt zu setzen; und sie thaten so auch bei weitem größere Wirkung, so wie der Teufel in schöner Gestalt gräßlicher ist (für mich wenigstens), als in der teuflischen. Die Todtenstille unter den Zuschauern war mir manchmal eben so schrecklich, als das Stück selbst. Dann war es, als stünde das ganze Geisterreich geöffnet. Göthe war den Abend außerordentlich fröhlich (wir saßen noch um halb 12 auf), daß die Vorstellung so geglückt sei; auch Schiller, mit dem ich nach der Vorstellung noch einen Augenblick nach Hause ging.

Es scheint mir, als ob ich in Weimar recht gerne gelitten bin. Wenn ich doch jetzt nur alle Forderungen erfüllte, die man an mich größtentheils stillschweigend gethan hat! Nur so kann ich ein glücklicher Mensch sein, aber dann auch ein sehr glücklicher! Göthe's Zutrauen und seine Liebe zu verlieren, wäre das Schrecklichste, was mir in Weimar begegnen könnte; aber so lange ich bleibe, was ich bin, und fortfahre zu werden, was ich werden kann, so lange werde ich sein „lieber Sohn“ bleiben, wie er mich mehrere Male genannt hat. Nicht wahr,

liebster Onkel, auch Sie trauen mir zu, daß ich meines Vaters nicht unwürdig erscheinen werde?

Weimar, 11. Mai 1804.

Ihr Brief, mein liebster Onkel, war der erste, der mich in meiner neuen Heimath begrüßte. Ihnen soll auch der erste von hier aus geschrieben werden. Ich sitze grade so recht behaglich an meinem Schreibepulte. Um mich her meine Bücher nach alter Gewohnheit geordnet; mein Zimmer nach Bequemlichkeit eingerichtet, so eben von der aufsteigenden Morgensonne beschienen; um mich Ruhe und Heitre, und im Herzen fröhliche Zufriedenheit. So mag ich gerne an meinen lieben Onkel denken, und so auch am liebsten vor ihm erscheinen.

Was mich denn so fröhlich macht? Alles, alles, die Aussicht auf meine bevorstehende Lage, die Liebe der redlichsten Männer, das Zutrauen einer ganzen Stadt zu einem noch unbekannten Fremdlinge, der Wunsch meiner Schüler, von denen ich schon viele kenne, mich lange als ihren Lehrer zu behalten. Dies alles steht, wenn ich meinen Abendspaziergang mache, klar und deutlich vor meiner Seele, und zwingt mich beinahe zu denken und meinen Freunden zu sagen: „es ist doch herrlich auf der lieben Gotteswelt“.

Wohl hatte mein Vater recht, als er mich mit den segnenden Worten entließ: „ich stoße dich nicht aus dem Paradiese, ich stoße dich ins Paradies hinein".

Von meiner Schule verspreche ich mir sehr viel. Ich habe nicht gefunden, was man mir sagte: die Schüler seien indolent, ungezogen u. s. w. Begegnet man ihnen nur, wie man soll, so fügen sie sich. Ich fand bei zweien, die mich gestern Abend besuchten, Eifer und Herzenswärme. Ich sprach mit ihnen über den Philoktet, den sie eben gelesen hatten, und belebte ihnen ein wenig den eingesogenen todten Buchstaben; ich sah die Wirkung davon an ihrem aufgeheiterten Gesichte. Dann nahm ich den Sophokles, und las und erklärte ihnen einen Chor. Ungezogen? Wer kann das sein, wenn er den Sophokles lieb hat?

Göthe gewinne ich immer lieber, wenn es anders möglich ist, hier noch zu steigen. Er ist durchaus redlich und treu, wem er sich hingegeben; ein unbedingter Freund. Er hat mir viel Freiheit gestattet, deren ich mich mit Bescheidenheit und Ehrfurcht bediene; ich bin oft um ihn, und gehe nie unbelehrt von ihm. Was ich noch mehr schätze, ist das Unnennbare, das durch ihn in die Herzen dringt, und mit Worten nicht ausgesprochen werden kann. Göthe

hat die Kunst inne, Andere, ohne daß sie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja es ist auch gar nicht Absicht, wenn er es thut; es ist vielmehr sein ganzes Wesen, das es, ihm selbst unbewußt, hervorbringt. Vorigen Sonntag war ich den ganzen Nachmittag bei ihm ganz allein. Es war ein erquickender Mairegen; wir saßen im Gartensaale vor der offenen Thür. Da war er so recht behaglich gestimmt. Es war etwas unendlich Schönes und Edles, was seinen Reden zu Grunde lag; alles, worüber er sprach, trug das Gepräge davon. Er sprach einmal von der Peterskirche, und nie hörte ich über irgend einen Gegenstand so eindringend und schön reden. Mir wurde recht wohl und weh ums Herz; ich habe meinen Blick nicht von ihm gewandt; es war mir, als müßte ich mich immer recht fest an ihn schmiegen. Ein paar Mal, wie ich mich nachher besann, habe ich seine Hand ergriffen, und sie recht herzlich gedrückt. Göthe hat es lange gemerkt, wie lieb ich ihn habe, und daß er auch nicht leere Worte zu mir spricht; deswegen erlaubt er es mir, recht oft um ihn zu sein; ich habe ihn gar nicht erst darum zu bitten gebraucht. Ich darf ihn um alles fragen, um jede Belehrung bitten, jeden Zweifel unverholen mittheilen; kurz ich habe eine feste Stütze an ihm,

die mich nie straucheln lassen wird. Ich kann Ihnen versichern, daß ich morgens beim Aufstehen, wenn ich zur Tasse Kaffee eine Pfeife rauche, fast immer an Göthe oder an meine Eltern denke, und dann erst recht gestärkt an die Arbeit gehe.

Was Göthe's Gespräche so lehrreich und interessant macht, welchen Gegenstand er auch berührt, ist das allgemeine, was allem auch dem speciellsten seiner Rede zu Grunde liegt. Von ihm gilt die Bemerkung, die ich ehemals bei Wolf machte, in dessen nicht exegetischen Stunden ich in einer Woche mehr für Exegese profitirte, als bei Nösselt in zwei Jahren. Göthe eröffnet mir den wahren Sinn für klassische Literatur immer mehr, obgleich er selbst nur ein sehr dürftiger Philolog ist, und kaum den Sophokles im Original lesen kann. Es geht mir in seiner Gegenwart so, wie er im Faust gleichnißweise vom Webstuhle sagt:

Die Schifflein hin und wieder schießen,
Die Fäden in einander fließen,
Wo einer tausend in Regung bringt u. s. w. —

Wenn ich aber sagte, daß G.'s Gesprächen so viel allgemeines zu Grunde läge, so ist das nicht so zu verstehen, als ob er abstraktes Zeug (wie im Athenäum) in Sentenzen spräche — ich meine nur das

Ideenreiche dieses so geistreichen Mannes, das aus jeder Hülle und Einkleidung so klar hervorleuchtet. Ich möchte Göthen den popularsten Philosophen nennen, der uns auch bei den geringfügigsten Gegenständen wahre Weisheit in die Seele redet.

Seine Weise, die Menschen zu betrachten, ist ganz die eines contemplativen Naturforschers, im edleren Sinne des Worts. Kein Mensch ärgert ihn, wenn er einen bestimmten Charakter hat, selbst ein Kotzebue, sogar ein — — nicht. Er denkt, so hat ihn einmal der liebe Gott, der von allen Arten etwas giebt, geschaffen, und ist er nicht positiv, so ist er doch negativ zum allgemeinen Heile nothwendig. Freilich, wenn er zum Wohle des Allgemeinen wirken soll, so hat diese Toleranz auch bei ihm ihre Grenzen; wenn ein Klotz im Wege steht, da wird er bei Seite geschafft, damit die Bahn frei werde, und je hartnäckiger der Widerstand, je heftiger die Gewalt, ihn fortzuschaffen. Ich habe ihn zornig gesehen über Eseleien und Teufeleien, aber es war der Zorn des Gerechten, ein schneidender, kraftvoller Unwille, nicht zügellose Leidenschaft und Ereiferung. — Nie sind Göthe's Forderungen an die einzelnen Menschen unbillig, sie richten sich nach der Fähigkeit jedes Subjektes, aber was einer leisten kann, das

fordert er ganz und ungetheilt. So ehrt und schätzt er jedes Talent, jede noch so kleine mechanische Fertigkeit. Aber kein Charakterloser fand Gnade vor seinen Augen. Die Losung, „es ist doch ein guter Mensch", ist ihm unausstehlich. Und wehe dem, der seine Erwartungen und sein Zutrauen durch träges, hartnäckiges Stillstehen, durch Schlaffheit oder gar Scheinsucht statt des reellen Werthes zu täuschen anfängt. Anfangs ist er noch milde, und sucht schonend zum Guten zurückzulenken. Hilft es nichts, so wird er zornig, und wendet sein Antlitz auf ewig.

Weimar, 22. August 1804.

Zuerst will ich Ihnen etwas von Würzburg erzählen. Sie wissen wohl, daß Schelling und Paulus sich viele Mühe gegeben haben, meinen Vater nach Würzburg zu ziehen. Ein Ruf, der zugleich mich mit anging, ward schon vor langer Zeit ausgeschlagen. Vor drei Wochen ist wieder ein neuer gekommen, und Paulus war wieder der Wortführer. Ich hätte nie geglaubt, daß dieser Brief Wirkung auf meinen Vater machen würde, da er an seinem Orte so behaglich sitzt, und da ich für den Anfang in Weimar ein so köstliches Loos gefunden habe. Aber der Brief brachte ihn ganz in Feuer.

Sie wissen ja, wie durchaus er jeden Gedanken durchdenkt, wie mit ganzer Seele er dabei ist, wenn er sich für etwas interessirt. Die Liebe der Würzburger für ihn mußte sein Herz rühren, die äußeren Vortheile, die dabei waren, verdienten auch Aufmerksamkeit. Auch auf mich machte er Plane — eigentlich zu meinem Schrecken; denn ich kann mich von Weimar jetzt nicht losreißen. Die vortheilhaften Seiten waren allerdings bei diesem Plane lockend, aber nachher wurden auch die Nachtheile von Würzburg erwogen, und da wurde denn das erste Feuer ein wenig gedämpft. Kurz es ist nichts zurückgeblieben, als Dankbarkeit gegen die Würzburger, die es gut gemeint haben. — Ich bin nun sehr begierig, wie der Ort meinen Eltern gefallen, und ob man meinem Vater wieder von neuem zusetzen wird. Ich fürchte eigentlich die Scylla, die diesmal den Odysseus selbst verschlingen will, und wünsche, daß sie passirt sein möge.

Ich führe nun ein unaussprechlich glückliches Leben. Ich bin täglich bei Göthe und Schiller, oft bei ersterem halbe Tage ohne Unterbrechung. Den Mann liebe ich ohne Grenzen; ich sehe ihn als meinen theuren Vater an, und er mich als seinen Sohn, und in diesem Verhältnisse ist er einer meiner ersten

Freunde, auf den ich wie auf eine feste Burg baue. Wie war Göthe fröhlich, als ich meine Sachen auf dem Examen so gut beendet hatte, und wie war ich fröhlich, daß er einen solchen Antheil an mir nahm! Dem Mann verdanke ich ja fast eben so viel, als meinen Eltern; er hat mir ja Muth und Selbstvertrauen in die Seele geflößt, und weiß mir durch sein Beispiel immer die Bescheidenheit und ein edles Mißtrauen nahe zu erhalten. — Ich lese jetzt Griechisch mit ihm. Neulich lasen wir zusammen 3 Stunden nach der Reihe, und Göthe ist jetzt außerordentlich warm für diese Sprache, besonders für den Sophokles. Sobald die ersten Schneeflocken fallen, errichten wir einen literarischen Club, wo Göthe der Meister ist. Göthe sagte mir neulich: „Nur zu hitzig wollen wir nicht beginnen; es ist eine Schande, bei so etwas nicht tempo halten zu können. Lieber nachher im Eifer gestiegen, als erkaltet.“ — Wenn wir jungen Leute um Göthe sind, so gefällt mir das so besonders an ihm, daß er nie wie ein Meister zu den Jüngern, sondern wie ein Freund zum Freunde spricht, — eine Humanität, die seine Jünger nur um so fester an ihn kettet, indem er es nicht merken läßt, daß wir Jünger sein sollen.

Schiller war eine Zeit lang unwohl; aber seit

vorgestern erholt er sich sichtbar. Gestern besuchte ich ihn, und blieb auf seine Bitte zum Abendessen; da war er kindlich froh und heiter. Es ist eine Freude, den Mann von seinem Leben erzählen zu hören, besonders, wenn er in seine komische Laune fällt. Da hat er etwas gar Anmuthiges in seiner Miene, ich möchte es ein ernsthaftes Lachen nennen, welches seine majestätische Physiognomie von dem zu großen Ernste etwas herabstimmt und mildert. Von seiner Herzensgüte könnte ich Ihnen tausend Beweise geben. Der Mann ist ganz Wohlwollen, seine ruhige heitere Seele ist für alles empfänglich, was einem Herzen nur wohl thun kann; er sagt ja in einem Gedichte: Alle Menschen sollen leben — und das ist die fortdauernde Stimmung seines Gefühls; Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Wesen. Ich halte den Dichter Schiller sehr hoch, aber den Menschen viel höher, und die meisten Male, wenn ich bei ihm bin, denke ich nicht an den durch Talente, sondern an den durch Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Menschen.

Weimar, 10. Oktober 1804.

Ihren Brief muß ich gleich beantworten, ob ich gleich sehr von Arbeiten umdrängt bin. Sie müssen

aus meinem Munde hören, wie ich die Sache wegen Würzburg ansehe, und ich fühle sehr das Bedürfniß, mich Ihnen mitzutheilen. Sie schreiben: die Vernunft geböte zu folgen, und ich würde gewiß einwilligen. Wohl! dann thäte ich's; ich würde mich mit schwerem Herzen aus meiner Umgebung herausreißen, und aus den Trümmern meines jetzigen Glückes ein neues hervorblühen sehen. Ich weiß wohl, daß Neigung für einen Ort und für gewisse Menschen, wie ich beides hier habe, nicht zum Hierbleiben zwingen dürfen; aber ich habe andere Gründe, die mir hier zu bleiben zur Pflicht machen.

Lieber Onkel, es gilt hier nicht, eine Schullehrerstelle mit einer andern zu tauschen, sondern ein Schulamt mit einem akademischen. Zu einem akademischen Amte, dessen Forderungen ich aus dem Grunde kenne, habe ich niemals Neigung gefühlt, und sie wird nach meiner mir von der Natur gegebenen Denk- und Empfindungsweise vielleicht nie in mir erwachen. Zweitens, ich bin nicht stark genug, einem solchen Posten vorzustehen. Ich würde von mir fordern, was ich von jedem akademischen Lehrer fordere, wenn er seinem Posten würdig vorstehen soll. Ich habe den innern B e r u f nicht, der äußere R u f darf in mir kein Gelüste erregen, wenn ich's redlich mit mir meine.

Daß ich einer der besten Schulmänner werden kann, das weiß ich, und trage keine Scheu, es Ihnen mit ein wenig Stolz im Herzen zu sagen. Ob ich ein tüchtiger akademischer Lehrer werden **kann**, weiß ich nicht. Ich halte es für möglich; wenigstens will ich es nicht läugnen. Aber ehe ich positive Gewißheit dazu habe, ehe es mein Herz mir verkündet hat, ehe begebe ich mich nicht in die höhere Sphäre. Was man von mir verlangt, könnte ich allenfalls unter dem Schutze meines Vaters leisten. Aber daß ich akademischer Philolog vom ersten Range, wenigstens einer wäre, der weit über dem mittelmäßigen steht, die Überzeugung habe ich nicht. Nachher umzukehren, und zum Schulwesen mich wieder hinzuwenden, das wäre Schande, und würde mich zu tief durch das Gefühl des Unvermögens drücken.

Wenn ich nicht zum akademischen Leben geboren bin, so bekümmert mich das nicht; es giebt niedrigere Stufen, und eine von denselben **ganz** auszufüllen, ist auch schon löblich. Wenn ich aber wirklich zum Schullehrer geboren bin, und ich bin es, so wahr ich mich kenne, so wäre es unverzeihlich, wenn ich mich diesem Stande entreißen, und mich zu einem andern erheben wollte.

Göthe und Schiller pflichten meinem Urtheile

vollkommen bei. Ich habe sehr ernsthaft mit beiden die Sache erwogen. Beide sahen, während sie mir Rath gaben, väterlich auf mein Bestes. Göthe sagte am Ende: „Ich wollte Sie gerne, auch gegen meine Neigung, ziehen lassen, wenn es wahrhaft ein Glück für Sie wäre. Jetzt rathe ich Ihnen als Vater und Freund, Ihrer Neigung, die ich anerkenne und heilig achte, zu folgen, und hier zu bleiben.“ So sprach dieser Mann; und Schiller, zu dem ich einmal sagte, ich fühlte mich stark genug, meinen Eltern ein Opfer zu bringen, antwortete: „Nein! Sie sind es Ihren Eltern schuldig, hier zu bleiben. Denn sobald Sie ihnen gegen Neigung gefolgt, und in Würzburg nicht an Ihrer Stelle wären, würde es Ihren Vater tief kränken, daß er Schuld an Ihrem jetzigen Loose wäre. Diese Verantwortung, die doch möglich ist, müssen Sie ihm ersparen.“ So sprach der herzige Schiller; und mein Onkel sollte anders gesinnt sein? Nein! Sie halten es gewiß nicht für Wahn, für falsche Bescheidenheit, wenn ich in dem Tone über meine Fähigkeiten, über meine Neigung rede.

Sie sagen, eine höhere Hand sei im Spiele. Gewiß, ich erkenne sie, und segne sie. Sie winkt meinen Eltern, weil ihnen die Herzensstimme sagt, daß

sie folgen sollen. Mir schweigt diese Stimme. Nur wenn das Herz einwilligt, erkenne ich ein Schicksal. Auch mir winkt das Schicksal — in Weimar zu bleiben. Und da antwortet mir die ernstlich gefragte Herzensstimme, daß ich bleiben soll. Ich bin sehr freudig bei meinem Entschlusse, und werde ihn nie bereuen. „So dich dein Herz nicht verdammt, so bist du gewiß auf dem Rechten."

Und wie sollte ich auch je Reue empfinden können? Bin ich denn hier am unrechten Orte? Ich gedeihe ja hier. Auf jedem Tage, den ich hier genieße, ruht der Segen Gottes. Ich wachse an innerem und äußerem Leben, ich nehme an Kenntnissen zu, ich wirke Gutes in meinem kleinen Kreise, dem ich gewachsen bin, und bilde mir ein, eben so viel hier werth zu sein, als ein Mann von mehreren Kräften in einem größeren Kreise.

Lieber Onkel, Sie haben ja auch in Hinsicht auf mich nur Einen Hauptwunsch: daß ich brav und gut werde, und thue, wozu mich Gott erschaffen hat. Nun das verspreche ich Ihnen zu werden. Wenn ich's nun geworden bin, und täglich immer mehr werde, ist es Ihnen denn nicht auch gleich, an welchem Orte, auf welchem Wege ich's geworden bin?

Weimar ist in vieler Hinsicht eine heilige Stätte für mich. Aber nicht allein, weil Göthe und Schiller hier ist, und manches andere Schöne, sondern weil ich hier mit Ruhe und Sorglosigkeit im Herzen gedeihe. Nur diese Verfassung des Gemüths setzt mich in Stand, das Gute hier zu genießen. Diese Verfassung des Herzens, die zum Entfalten unserer Kräfte nothwendig ist, die will ich bewahren. Über die Mittel dazu muß ich nach meiner besten Einsicht entscheiden.

Thöricht wäre es, zu sagen: Ich will immer hier bleiben; denn wer lenkt die unsichere Zukunft? Wenn ich vielleicht mit dem Laufe der Jahre inneren Beruf für einen höheren Posten bekomme, dann werde ich mich nicht hartnäckig sträuben, und in das Schicksal willigen, wohin es mich auch rufen mag.

Weimar, 1. December 1804.

Wie habe ich mich gefreut, daß Sie, dessen Urtheil mir so viel gilt, meine Entscheidung, nicht nach Würzburg zu gehen, gut geheißen haben! Sie sind wol noch in Ungewißheit, wie die ganze Sache ablaufen wird. So hören Sie denn. Auch mein Vater geht nicht hin — zu meiner ganz außerordentlichen Freude. Wir bleiben nun in Thüringen

als eine schöne Familie zusammen. Ob von Würzburg aus was neues geschehen ist, meinen Vater zu fangen, weiß ich nicht, aber es komme, was da will, mein Vater „will dem schlüpfrigen Eise nicht wieder trauen"; wie er sich neulich gegen den Herzog von Oldenburg schriftlich ausdrückte. Was mich anbelangt, so könnte ich jetzt meine Sache herrlich durch die Folgen vertheidigen. Welche Lage hätte ich in Weimar, wenn ich jetzt hier bleiben müßte. Dann würde mir jeder Weimaraner im Herzen vorwerfen, ich ergriffe jetzt Weimar nur als einen Nothpfahl, weil ich kein ander Auskommen hätte. Aber es steht, Gott sei Dank, anders mit mir; ich habe bleiben wollen, und mag nun die Lockung nach Würzburg fortdauern oder nicht, mein Hierbleiben wird mir doch von jedermann, selbst von der herzoglichen Familie, als Patriotismus ausgelegt; und es sei Ihnen im Vertrauen gesagt, ich habe mir dadurch aller Weimaraner herzlichste Liebe gewonnen. — Aber Folgen dürfen keine Handlungsweise zur guten oder zur schlechten machen. Durfte ich vom Anfange an, moralisch betrachtet, ein Amt annehmen, wo mein Herz mir nicht das Zeugniß geben wollte, ich sei ihm gewachsen? Sah ich's nicht von Anfang an, daß ich in dieser Sache durchaus nicht

auf eigenen Füßen stand? War ich etwas anderes, als der Appendix meines Vaters, der nur mit ihm steigen konnte, und nothwendig mit ihm fallen mußte, wenn sich etwa die Sache anders wandte, als mein Vater anfangs dachte? Es ist gefährlich, und hat manchen Menschen ins Unglück gebracht, der sich in zu hohe Sphären einließ. Deren Beispiel soll mich auch in Zukunft witzigen. Ich will nur da stehen und fußen, wo ich einzig auf mir beruhe, und selbst Schöpfer meines Glückes werden kann.

Sie thun mir Unrecht, wenn Sie mir zu große Bescheidenheit vorwerfen. Ich bin wahrlich nicht fähig für einen akademischen Posten, weil ich nicht leisten kann, was Ich von einem solchen Lehrer fordere. Möchten auch immerhin mir andere, selbst mein Vater, das Zeugniß der Reife geben, ich würde nie darin einstimmen können, und eben deswegen werde ich sobald noch nicht den Beruf zu einem akademischen Lehrer in mir fühlen. Aber das macht mich nicht unglücklich. Auch die Mittelsphäre ist unverächtlich, und da will ich wahrlich nicht als der letzte nachhinken. Da ich mir hier täglich und stündlich das Zeugniß der Reife geben kann, so habe ich eben dadurch jene behagliche Ruhe des Gemüths, die zu

jedem Geschäfte Segen und Gedeihn giebt. Gott segne mein geliebtes Weimar.

Ich bin nun sehr fleißig; denn ich will einmal ein capitaler Grieche werden. Sophokles hab' ich den Sommer dreimal gelesen; jetzt lese ich den Herodot, und Neujahr fange ich den Thucydides an. Beständig habe ich die Feder in der Hand und excerpire. Mein Freund Riemer, ein würdiger Schüler Wolfs, ist mein Gefährte auf der hellenischen Reise. Wir ergänzen uns einander. Ich bin ihm an Alterthumskenntniß überlegen, er mir an grammatischen Kenntnissen. Wir sagen uns oft, daß wir ein glückliches Loos haben, ex officio thun zu müssen, was zu unterlassen das unmögliche sein würde.

Die Ankunft der Großfürstin hat mich zum Poeten gemacht; ich habe fünf Carmina dichten müssen. Eins, welches ich ihr im Namen des Gymnasiums überreichte, will ich Ihnen beilegen. Das schönste Produkt, welches diese Gelegenheit hervorgerufen, ist der dialogische Prolog von Schiller. Bei den Worten:

Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande;
Wo Du beglückst, bist Du im Vaterlande.

bemächtigte sich die edelste Rührung der Herzen aller

Anwesenden, und nie ist wol einem Dichter schöner geopfert worden, als durch den Ausbruch der Empfindungen, der jetzt hörbar wurde. Die liebenswürdige Erbprinzessin hat geweint vor Wehmuth und Freude. Ein so edles Geschöpf hat die Erde nicht außer ihr.

Zur Vermählung der Erbprinzessin von Weimar.

Seliger Tag, du erschienst! Der andachtvollen Gesinnung
  Heißerfleheten Wunsch, Seliger, hast du gewährt!
Fern aus Ruthenia führst du mit Heil den erhabenen Jüngling,
  Wo er des edelsten Stamms blühende Braut sich erkor.
Festlicher Jubel erschallt von Millionen des Nordens,
  Welche zu Karl August fröhlich entsenden die Braut.
Dreimal festlicher Jubel erschallt antwortend aus Weimar,
  Segnend die Flur, die hinfort Sie mit dem Gatten bewohnt.
Segnend das mächtige Kaisergebiet, wo in stolzen Palästen
  Sie anmuthig erwuchs, und Alexander gebeut;
Welcher gelobt am Altar Katharina's, Sprossen der Heimath,
  Sprossen von Deutschlands Geist, nahe dem Pol zu erziehn.
Dir, Weimarische Flur, die die Neuvermählten bewillkommt,
  Dir auch reifte vorlängst Gutes zu Schönem gesellt.

Dich auch kor, da sie Luther, vereint dem Hellenen-Melanchthon,
Rettete, Freiheit zum Sitz heiliges Menschengefühls.
Jugendlich stralte sie einst in die Barbarnebel der Wildheit
Dämmerndes Licht; und sanft schauerte Hellas umher.
Sieh'! und es webete Geist durch Waldeinöden und Inseln;
Vaterland und Gesetz tönte der Hirtengesang.
Bald nun weihten die Musen den Helikon. Jegliche Weisheit
Weckte mit Red' und Lied reineren Sinn zum Entschluß;
Daß um Hütt' und Palast aufblühete großes Gemeinwohl,
Daß für Staat und Gesetz heiter Leonidas sank.
Aus der verödeten Hellas entschwang sich der edleren Menschheit
Genius, hier und dort gastlichen Heerd zu erspähn.
Nicht in der Hülle verkannten den Genius unsere Väter;
Ihm, an der heiligen Ilm, bauten sie Hain und Altar.
Bernhard ward er von Menschen genannt; da sproßt' und erblühte,
Hell an der Freiheit Stral, göttliche Religion.
Und schnell strebten empor wohlthätige Künste des Friedens,
Wilhelm, unter dem Schutz Deines verjüngten Geschlechts.
Selbst Urania kam in Gestalt der Amalia freundlich;
Deutschlands neuem Athen horchet Europa mit Lust.
Aber der Genius, froh der rastlos strebenden Menschheit,
Wählet für andere That andere hohe Gestalt:

So wie stets sich verjünget Arabia's goldener Phönix,
Und das verstäubte Gebein ruht in der Sonne Palast.
Schütze die Wissenschaft, o Genius! schütze die Freiheit,
Ob du dich Karl August, ob du dich Friederich nennst!
Sehnsuchtsvolle Gelübd' und liebende Treu' und Gehorsam,
Welcherlei reines Gefühl bessere Seelen belebt,
Bringen wir feierlich dar, Goldfrucht aus den Gärten Apollons,
Opfer dem Vaterland', Opfer dem Fürsten geweiht!

An Christian Niemeyer.

Weimar, im April 1805.

Daß ich bis jetzt gegen Dich geschwiegen, ist eine Nachlässigkeit, in der ich mich selbst übertroffen habe. Wie oft habe ich an unser ehemaliges, frohes Zusammenleben gedacht *), und das Herz ist mir warm geworden. In solchen Augenblicken hätte ich nun mich sogleich hinsetzen und schreiben sollen; aber da habe ich gewöhnlich so in meiner Unschuld phantasirt, bin selbst glücklich dabei gewesen und habe es darüber versäumt, dem Freunde für die Erweckung schöner Erinnerungen Dank zu sagen. Manchmal, und dies sehr oft, ist es mir, ich möchte sagen, physisch unmöglich gewesen, aus der Gegenwart herauszutreten; und Du bist ja mit mir darin einverstanden, daß in solchen Augenblicken nur so viel von der Kraft

*) Beide Freunde hatten sich im Jahre 1800 zu Halle kennen gelernt.

für uns existirt, als wir gerade in unserm Gemüthe auffassen. Endlich habe ich auch mitunter matte Augenblicke gehabt, wo ich es für eine Versündigung an meinen Freunden gehalten hätte, mit einer Darstellung eines trüben Innern aufzuwarten. Was den oben bezeichneten zweiten Punkt betrifft, so will ich Dir in aller Kürze meinen Lebenslauf berichten, und Dir eine Schilderung meines jetzigen Zustandes geben. Zwar schweigsam ist der alte Voß wol zuweilen; aber ein herzlicher und redlicher Freund bleibt er immer.

Als wir uns zuletzt (1802) in Jena sahen, da nagte schon eine geheime Krankheit an meinem Innern. Ich war nicht mehr wie ehemals. Ich war todt und leblos, ja untheilnehmend wider meine Natur und Gewohnheit. Ich will Dir gern bekennen, daß ich mich nicht zu Deiner Ankunft freute; aber es hat mir auch bittere Thränen gekostet, wie ich diese Bemerkung an mir machte. In diesem Zustande lebte ich noch ein volles Jahr, fast beständig kränkelnd. Mitunter regte sich was in mir, irgend eine Freude, und belebte mich auf kurze Zeit; aber stets sank ich in meine Erschlaffung wieder zurück. Im Sommer 1803 machte ich eine Reise nach Holstein. Auf dieser Reise habe ich zuerst wieder empfunden,

daß ich noch in meinem Wesen der Alte sei. Als ich meinem Vaterlande nahe kam, da fühlte ich die alten Bande, die mich immer an dasselbe gefesselt hatten, von neuem wieder. Ich hatte eine doppelte Freude: den Genuß der gegenwärtigen Freuden, und das frohe Bewußtsein meiner unverlorenen Heiterkeit und Jugendlichkeit. Aber gegen das Ende meiner Reise ward ich krank, und kehrte als ein Halbtodter in das Haus meiner besorgten Eltern nach Jena zurück. Diese letzte Krankheit war hart und unerbittlich, aber segensvoll. Kaum war ich genesen, so fühlte ich auch, daß ich ganz genesen sei, denn das harte Übel hatte, wie der ausgetriebene Teufel oder Zauberer im Don Quixote, die ganze Bücherkammer von Schlechtigkeit mit- und so aus mir herausgenommen, daß auch nicht einmal die Thür derselben zu finden war. Nun war mein Körper gesund; aber das gütige Schicksal hatte mehr für mich aufgespart, und wollte, daß mir die zwei geheimsten Wünsche meines Herzens erfüllt werden sollten. Diese waren: nicht Prediger sondern Schulmann zu werden; und: in naher Verbindung mit Göthe und Schiller zu stehen, die ich, wie Stolbergen, liebe und verehre.

Ich bin ein glücklicher Schulmann, der von seinen

Schülern mit einer Art von Heftigkeit geliebt wird; und daneben habe ich den täglichen, vertrauten Umgang mit den beiden großen Lieblingen meines Herzens. Diese Beiden versüßen mir das Leben als Schulmann, und der Umstand, daß ich meiner Schule (ich rede ja zu einem Herzensfreunde) ehrenhaft vorzustehen suche, giebt mir gewissermaßen ein Recht auf die Freundschaft jener Männer. So bin ich nicht allein durch die Schule als Schulmann glücklich, sondern auch durch Göthe's und Schillers mir geschenkte Liebe; und in der Liebe zu jenen Männern beglückt mich wiederum das Gefühl, daß ich zugleich ein glücklicher Schulmann bin.

Nun wirst Du leicht vermuthen, daß ich anfangs viele Geschäfte hatte, besonders weil ich die beiden letzten Jahre wenig hatte arbeiten können. Aber was thut das einem heitern Gemüthe? Ich habe Alles mit großer Leichtigkeit vollbracht, und mich bald in mein Amt hineingepaßt. Und dann stand ich ja unter dem Schutze zweier Genien, deren freundliches Lächeln mich zu Allem vermocht hätte, und die mir so oft sagten, besonders der biedere Göthe: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Ja, einem Göthe zu Liebe könnte ich Dinge vollbringen, die über meinem Horizonte lägen;

wie vielmehr solche, denen ich mich gewachsen fühle. Was mir der Mann geworden ist, und wie gut er neben seiner geistigen Größe ist, das wünschte ich Dir einmal mündlich erzählen zu können; dafür kann auch ein Sohn seine Eltern nicht inniger lieben, als ich diesen Vater aller guten Kinder liebe. Ich bin täglich bei ihm, ich lebe ganz unter seinen Augen, ich enthülle ihm die geheimsten Winkel meines Herzens, nicht weil er es fordert, sondern weil ich ohne das gar nicht leben kann. Wenn ich traurig bin, so schütte ich gegen ihn mein Herz aus, und gehe getröstet von dannen, und wenn ich fröhlich bin, — ja, für mich existirt keine Freude, ehe ich ihm nicht mitgetheilt habe, was mich fröhlich macht, — und dann ist ein freundlicher Blick von ihm mir doch das Höchste dabei, oder ein väterlicher Kuß oder Händedruck, oder der süße Laut, wenn er mich mit einem lieben Namen nennt. Ich esse bei ihm des Mittags, wenn ich keine Schule Nachmittags habe. Da bleiben wir dann nach dem Essen sitzen und lesen den Sophokles, bei welcher Gelegenheit er dann auf jede leise Anregung, die vom Griechen ausging, die ganze Fülle seines Herzens und Geistes ausschüttet. Oft bin ich bei ihm bis 10 Uhr Abends auf seinem Studirzimmer. Da sitzt der Göthe im tiefsten Negligé, im wollenen

Jäckchen, auf seinem Sopha und unterhält sich oder läßt sich vorlesen; aber seine Gespräche dabei sind das Lehrreichste und Schönste. Wenn er dann recht lebendig ist, so kann er auf dem Sopha nicht aushalten; dann springt er auf und geht hastig im Zimmer auf und nieder, und jede Gesticulation, ihm selbst unbewußt, wird zur lebendigsten Sprache. Ja, dieser Mann spricht nicht blos mit dem Organ der Zunge, sondern zugleich mit hundert andern, die bei gewöhnlichen Menschen stumm sind; und aus seinen Augen stralt das seelenvollste Feuer. — Bei ruhigen Gesprächen ist sein Körper auch ruhig. So geschah es einmal bei Vorlesung eines Herbstliedes von meinem Vater, „über Gott und Unsterblichkeit", und kein Glied rührte sich an seinem Körper. Den Blick hatte er in die Höhe gerichtet, als wenn er das Überirdische suchte. In meinem Leben bin ich nicht so innerlich bewegt und so tief erschüttert gewesen als damals, wo er meinen Blick durch nie gesehene und betretene Pfade von der Erde zum Himmel führte, und dort zu einer Aussicht in die Ewigkeit schärfte. — Heißt es doch im gemeinen Leben, man solle Gott in seinen Werken lieben, und nun,

Thou cunning'st pattern of excelling nature,
Du schönstes Bild der Meisterin Natur,

du herrlicher Göthe, zu welcher Liebe und Ehrfurcht gegen die Gottheit vermagst du erst zu erheben!

Schiller sehe ich nicht so oft als Göthe, weil er des Abends zu arbeiten pflegt; doch gehe ich regelmäßig zu ihm Mittwochs und Sonnabends von 3 — 4 Nachmittags. Ich habe diesen Mann vollkommen so lieb wie Göthe, stehe aber in ganz andern Verhältnissen zu ihm. Zu Göthe ist meine Ehrfurcht und Liebe gleich groß; gegen Schiller fühle ich grenzenlose Liebe, aber nicht so jene Ehrfurcht. Er kommt mir eher vor wie Unser einer. Göthe ist mir wie ein Vater, Schiller wie ein älterer Verwandter, gegen den man sich schon etwas herauswagen darf. Schiller nun ist ein außerordentlich heiterer Mann, der das „desipere in loco“ versteht und als ein „dulce est“ ansieht. Und da solltest Du ihn einmal in einer heitern Gesellschaft sehen, z. B. auf einer Redoute, wo er kurz vor Weihnachten mit mir, Riemer und noch andern Freunden war. Wir tranken einige Flaschen Champagner und waren überaus selig. Da war der Schiller ganz in der Verfassung, in der er das Lied an die Freude muß gesungen haben. Besonders jene Zeile

Diesen Kuß der ganzen Welt!

paßt auf ihn und enthält seinen Hauptcharakter,

seine Liebe und sein Wohlwollen gegen alle Wesen, die er an sein Herz drücken möchte. Wir blieben in der Nacht bis 3 Uhr zusammen, brachten darauf unsern Schiller feierlich zu Hause, der vor der Hausthür den zärtlichsten Abschied von uns nahm. Den folgenden Tag traf ich ihn im Schauspielhause auf seiner Loge. Da sprach er noch von der Freude, die er am vorigen Abend gehabt habe und versprach, dieselbe Gesellschaft nächstens auf seinem Zimmer zu bewirthen, wie er von ihr sei bewirthet worden. „Aber unter uns wollen wir sein", fügte er leiser hinzu, „damit wir nicht gestört werden"; wobei er mit schalkhafter Miene auf seine Frau und die Frau von Wollzogen wies.

Und diese liebenswürdigen Männer wären mir beide diesen Winter fast durch den Tod entrissen worden. Gegen das Ende des Januars wurden beide zu einer Zeit krank, gefährlich krank, und an demselben Übel, an heftigen Obstruktionen. Ich habe während der Zeit von 12 Tagen bei Schiller 4 mal gewacht und bei Göthe 2 mal. Göthe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum erstenmal bei ihm wachte, und wie männlich und heiter ertrug er es! Nur einen Zug von seiner lie-

benswürdigen Selbstvergessenheit und Theilnahme will ich Dir erzählen. Bis um 12 Uhr blieb die Frau auf. Da wurde Schiller unruhig und bat sie, hinunterzugehen, um sich Ruhe zu gestatten. Als sie noch etwas zögerte, bat er dringender und, was mich anfangs bei ihm befremdete, mit heftigem Ungestüm. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, da sank Schiller mir bewußtlos in die Arme, und blieb darauf wol einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm Brust und Schläfe mit Spiritus gerieben hatte. Sieh! aus Schonung für seine Frau hatte er sich Gewalt angethan und die Ohnmacht verzögert, die nun desto gewaltiger hereinbrach. Auch in den folgenden Tagen, wo er noch an heftigen Schmerzen in den Eingeweiden litt, war er jedesmal getröstet, wenn eines von seinen Kindern kam, besonders wenn ihm sein jüngstes, sechsmonatliches gebracht wurde, welches er dann mit einer Innigkeit, die sich nicht beschreiben läßt, anblickte. Und so hat er mir während seiner Krankheit gesagt, was er so gern gesteht, daß er nur seiner Kinder wegen, die nicht vaterlos sein dürften, zu leben wünsche. — Als ich neulich dem alten Griesbach von Schillers Liebenswürdigkeit während seiner Krankheit erzählte, sagte er mir: „Und das ist noch nichts

gegen Schiller den Krankenpfleger.“ Und nun erzählte er mir, wie Schiller vor 6 Jahren die Gattin gepflegt habe, als sie (im Griesbachschen Hause) ein unglückliches Wochenbett gehalten. — Liebster Freund, warum sitzen wir nicht beisammen? Ganze Tage hindurch wollte ich Dir von diesen einzigen Männern erzählen.

Daß ich während der Zeit, wo wir uns nicht gesehn haben, ein bissiger Recensent geworden bin, weißt Du wol noch nicht; aber zum Trost dagegen will ich Dir sagen, daß ich auch eine Art von Theaterdichter geworden bin. Ich habe auf Schillers Andringen den Othello in den Versmaßen des Originals übersetzt, und der soll nächstens aufgeführt werden *). Meine Arbeit hat bei Göthe und Schiller Beifall gefunden, und Göthe trug mir endlich auch noch eine Bearbeitung des Lear auf. Mein Othello soll wetteifern mit dem Schlegelschen, wenn es dem erst beliebt, den Othello zu geben. Auch im Lear fürchte ich ihn nicht. — —

Den 2. Juli 1806. Mit zitternder Hand ergreife ich die Feder, um einen 15monatlichen Brief

---

*) Dieses geschah bald nach Schillers Tode im Sommer 1805.

fortzusetzen, nicht aus Scham vor meinem Freunde, sondern weil mich der Gedanke an alle Vorfallenheiten dieser Zeit drückt. — Als ich die vorigen Zeilen schrieb, hatte ich meinen Schiller noch, an den ich nun täglich mit wehmüthiger Erinnerung denke. Jetzt sind auch meine Eltern von hier gegangen, und der edle Göthe steht auch um ein Jahr der düstern Stunde näher. Ein lindernder Trost mitten unter solchen Wechseln ist der Gedanke, daß die Herzen wahrhafter Freunde unwandelbar dieselben bleiben. — Ich könnte Dir viel schreiben, aber wahrlich ich bin zum Schreiben nicht aufgelegt. Seit 7 Monaten habe ich einen Schaden an der Unterlippe, der mir bedenklich vorkommt. Ehe die Genesung da ist, bin ich zu keiner tüchtigen Arbeit aufgelegt *). Mein Lear und Othello sind beide gedruckt. Ich habe aber eben kein Freiexemplar für Dich zur Hand. Es ist auch an dem Bettel nichts gelegen. Ich lege nur einen Werth darauf, weil die Arbeit Göthe'n Freude gemacht hat. —

*) Die Genesung von diesem hartnäckigen Uebel sollte erst nach mehreren Jahren in Heidelberg erfolgen.

Weimar, 12. August 1806.

Wir haben Ferien. Meine Freunde sind alle verreist. Ich lebe einsam und darf meiner Lippe wegen nicht viel ausgehen. Wie könnte ich mir da den heutigen Abend besser erheitern, als daß ich auf den Flügeln der Einbildungskraft zu Dir hinübereile und Dir Kunde bringe von allem was Du zu wissen begehrst? Aber ich möchte mit jenem Alten fragen: „Wo soll ich anfangen, wo aufhören“? wie Ordnung bringen in das Chaos von Erinnerungen und Anschauungen, das sich gestaltlos in meiner Seele erhebt? —

Du bittest mich, ich soll Dir von Schiller schreiben, und, theurer Freund, diese Bitte hat meinem Herzen sehr wohlgethan. Ich denke ja ohnehin täglich und stündlich an den Geliebten, den ich mit Bruders- und Sohnesliebe liebte, vor dessen Herzen ich kein Geheimniß hatte. Jeder Gang im Park, den ich mit dem Edlen machte, jedes Gespräch aus seinem Herzen, jedes Wort aus seinem Munde, jede Scene, die ich in seiner Familie mit angesehn habe, lebt frisch in meiner Erinnerung. Ich bin ein Jahr lang sein steter Gefährte gewesen, habe ihn täglich gesehen, und durch den Abend seines Lebens in die finstere Todesnacht hineingeleitet. Sein letztes, ster-

bendes Wort hat zu meinen Ohren getönt. Mir ist das traurige, aber süße Geschäft geworden, Tröster seiner trostlosen Familie zu sein. — Erwarte, wenn ich diesmal von Schiller rede, nichts Brillantes, keine hohen, genialischen Züge; nein! ich will Dir den Hausvater, ach! den sterbenden schildern. Den genialen Schiller kennst Du aus seinen Werken. Der geniale Schiller war groß; aber unendlich größer und liebenswürdiger noch war Schiller im Kreise der Seinigen, als Vater, Gatte, Freund. Die menschliche Seite war in diesem Göttlichen die göttlichste.

Kurz vor seiner letzten Krankheit lag Schiller an einer ähnlichen nieder, wie ich Dir schon geschrieben habe, die 8 Tage dauerte. In dieser Zeit bin ich ihm, meine Schulstunden ausgenommen, nicht von der Seite gewichen. Er war sehr krank, erschöpft durch Fasten und Obstruktion, aber demungeachtet heiter und sogar fröhlich beim geringsten Anlasse. Wenn er einmal aufstand, um im Zimmer auf- und abzugehen, griff ich ihm unter die Arme. Da sah er mich traurig an. „Bin ich denn wirklich so matt"? fragte er. Ich sagte ihm, ich stütze ihn nicht sowohl, weil er nicht gehen könnte, als vielmehr um es ihm nur zu erleichtern. Als wir einige Male auf- und abgegangen waren, stellte er sich

vor den Tisch hin, putzte das Licht, und rief nun fröhlich aus: „Voß, ich bin nicht matt; ich habe das Licht mit steifem Arm putzen können.“ Um 12 Uhr ward er sehr unruhig, und es folgte die Scene mit der Gattin, die ich schon früher geschildert habe. Als er wieder zu sich gekommen war, fragte er: „Um Gottes willen, wie kommen Sie hierher“? Ich beruhigte mit Liebkosungen. „Hab' ich auch verwirrt gesprochen“? fragte er mit unbeschreiblicher Ängstlichkeit, worauf ich ihm auf das feierlichste „Nein“! versicherte. „Hat meine Frau auch etwas gemerkt“? fragte er darauf. Auch von dieser Furcht befreite ich den gutherzigen Mann. — Als er sich nur erst ein wenig wieder erholt hatte, fing er auch sogleich an zu spaßen, und verglich sich mit Mohammed, der einmal während der Zeit, wo er den Kopf ins Wasser steckte und wieder herauszog, eine Reihe von 14 Jahren durchlebt hatte. Auf gleiche Weise, meinte er, seien ihm während der kurzen Ohnmacht wol hundert Dinge durch den Kopf gefahren. — Nun klagte er, daß ihn der Mangel an Öffnung so unruhig und bange mache. Ich rieth ihm, nur einen Versuch zu machen, und geduldig die Zeit zu erwarten. „Sie haben Recht“, erwiederte er, „Gelegenheit macht Diebe“, und folgte meinem Rath. Als

er nun so auf jenem Stuhle, der oft auch für Könige bedeutender wird als der Thron, saß, verglich er sich mit Cato, der auch einmal in dieser Positur gesessen und so Audienz gegeben hatte. Ich erzählte ihm allerlei lustige ähnliche Geschichten, die ihn sehr ergötzten, und so verflossen ein paar fröhliche Stunden. Endlich und endlich erfolgte Linderung, und Gott weiß es, wie herzlich und innig ich gratulirte. „Nun“, sagte er ganz gleichmüthig, „bin ich gesund. Ich brauche mich jetzt nur zu erholen und wieder Kräfte zu sammeln.“ Und so legte er sich zu Bette, und schlief in wenigen Minuten den süßesten Schlaf. — „Ach“! sagte er mir am folgenden Tage, „die verwünschten Verstopfungen, sie rauben mir alle Jahre 2 Trauerspiele, die ich ohne sie schreiben würde.“ — Den Abend wollte ich wieder bei ihm wachen; aber er wollte es nicht zugeben, und erlaubte mir nur nach dringendem Zureden, ihm die zweite Nacht wieder Gesellschaft leisten zu dürfen. Als ich aber den folgenden Tag um 4 Uhr von ihm wegging, wollte er mir durchaus nicht erlauben, um 9 Uhr Abends wiederzukommen. Ich erinnerte ihn an seine gestrige Erlaubniß, aber vergebens. Ich wußte nicht warum. Endlich erfuhr ich, es sei Maskerade, und Schiller wollte mir, dem fleißigen Maskeradengänger,

nicht diese Freude rauben. Diese Liebe rührte mich zu Thränen. „Mein bester Hofrath“, sagte ich, „Sie wissen nicht, welch ein Vergnügen es für mich ist, bei Ihnen zu wachen.“ Als er nun meinen Vorsatz sah, nicht auf die Maskerade zu gehen, reichte er mir freundlich die Hand, und ich durfte bei ihm bleiben. Nun fing er wieder an zu scherzen. „Sie hätten“, sagte er, „nur auf die Maskerade gehen sollen“, vielleicht wäre ich Ihnen nachgeschlichen“; worauf er nach einer kleinen Pause lächelnd hinzufügte: „Nicht wahr? dann würden Sie doch erschrecken und glauben, ich sei gestorben, und es wäre mein Geist, der Sie heimsuchte?“ Ich mußte die Nacht durchaus meine Pfeife bei ihm rauchen und mich so stellen, daß er wenigstens den Dampf davon kostete und so den Vorschmack zu seiner Gesundheit einathmete. — Als er nun nach 6 Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Bissen, die er aß, und freute sich, daß er wieder so kräftig speisen konnte! Wie spielte der liebenswürdige Hausvater mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, sie dürfe in der Kaffeestunde bei ihm „schmarotzen“. Die kleine sechsmonatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick von verschlingender Innigkeit an,

recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als ich zum ersten Male wieder mit ihm spazieren fuhr! — In den unbelaubten Bäumen sah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reiseplane, an die Reisen — Gesundheit, und an seine Gesundheit — Werke, die er noch zu liefern gedachte. Armer Mann! Du hast nicht erlebt, was Du in den seligen Minuten Dir vorträumtest! Deine Genesung war das letzte Auflodern der Gesundheit, der letzte Sonnenschein im Herbste. Bald sollte der finstere Winterschlaf folgen. — Unter die schönen Plane Schillers gehörte noch eine Reise nach dem Meere, das er nie gesehen, zu dem er aber von jeher eine große Sehnsucht gehabt hat. „Eine Reise nach dem adriatischen Meere", sagte er, „wird mir zu kostbar; ich brauche dazu 1500 Thlr., die kann ich nicht daran wenden." Wir machten einen Reiseplan nach Kurhafen, und ich führte ihn schon in Gedanken zu meinen ehrlichen, gastfreien Dithmarsern, in deren Hütten es dem großen Mann wohl geworden wäre. Jetzo bedarf Schiller nicht mehr des Anblickes sinnlicher Unendlichkeit; er ist in das ewige, unendliche All heimgekehrt. Dort ist sein Sehnen gestillt, sein Durst gelöscht,

seine Wißbegierde befriedigt, wonach er in seinen Gedichten vergebens trachtete.

Oft im Traume befinde ich mich mit Schiller in der Gegend von Kurhafen; ich fasse ihn unter dem Arme und führe ihn den Deich hinan. Bald sind wir oben. Ich sehe Schillern starr ins Gesicht, voll freudiger Erwartung, wie auf ihn der Anblick des Meeres wirken werde, und ganz in die Betrachtung seiner himmlischen Gesichtszüge vertieft. Aber jedesmal, ehe wir den Gipfel erreichen, ist mein Traum verschwunden. Ich liege einsam in meinem Bette und denke mit Wehmuth des theuren Vorangegangenen.

Zwölf Tage vor seinem Tode war er noch bei Hofe. Ich half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Gallakleide. Zwei Tage darnach war er zum letzten Mal im Schauspiel. Als ich am Schlusse des Stückes, meiner Gewohnheit gemäß, in seine Loge hinaufging, um ihn zu Hause zu führen, hatte er ein heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. Als er zu Hause kam, ward ein Punsch gemacht, durch den er sich zu erholen pflegte. Den folgenden Morgen fand ich ihn matt auf dem Sopha liegend, in einem Mittelzustande von Schlafen und Wachen.

„Da liege ich wieder“! sagte er mit hohler Stimme. Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes. Sein Zustand wurde von Tage zu Tage gefährlicher und schien schon 4 Tage vor seinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Zitronen herein. Er griff hastig nach einer, als wenn er sie verschlingen wollte, legte sie aber gleich mit matter Hand wieder hin. Den Abend verfiel er in eine Fieberphantasie und verharrete in diesem Zustande 24 Stunden. Als sein Bewußtsein zurückkehrte, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen. Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmuth ins Gesicht. Dann fing er an bitterlich zu weinen und steckte den Kopf ins Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnete ihm, wie bald er sich von dem Engel trennen sollte, — und in 24 Stunden war sein edles Herz gebrochen.

Noch in der letzten Nacht saß er aufrecht im Bett und sprach mit großer Geisteskraft, besonders über die bevorstehende Reise seiner Gattin ins Bad. Gegen Morgen schlief er ein, bis 10 Uhr Vormittags.

Dann phantasirte er, kam wieder zu sich und nahm nun sichtbar an Kräften ab. Um 4 Uhr Nachmittags forderte er Naphtha; aber die letzte Silbe erstarb in seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur 3 Buchstaben hervor, in denen noch der Charakter seiner Schriftzüge ersichtlich war. Nun schwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenig Minuten lag er entschlafen da, voll Ruhe in dem noch im Tode edeln, großen Blicke. — Ich muß abbrechen. Es ergreift mich zu heftig. Ich kann Dir nicht sagen, was ich gern noch sagen wollte. In dem einliegenden Papier wirst Du theure Reliquien finden. Nimm diese Locke vom Haupte des Edlen, und hebe sie auf zu seinem Angedenken.

Die Angst und den Schmerz der Gattin und der ältesten Kinder beschreibe ich Dir nicht. Karl, der älteste, ganz das Ebenbild des Vaters, lag auf dem Boden, und wehklagte vom fürchterlichsten Schmerz zerrissen. Der kleine Ernst saß in der Ecke, die Hände gefaltet und weinte ruhiger. Karolinchen wußte nicht, was das Ganze zu bedeuten hatte. Der Tod, von dem sie keinen Begriff hatte, war ihr nicht fürchterlich. Sie sagte ganz ruhig: „Der gute Papa ist todt.“ Als sie aber die Mutter weinen sah, da fing sie auch an zu weinen, und verbarg ihr Gesicht im

Schooße der Mutter. — Wie mir war, weiß ich noch nicht zu sagen. Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, fand ich mich auf meinem Zimmer. Wie ich hingekommen bin, weiß ich nicht. Ich konnte leider nicht begreifen, was ich begreifen mußte.

Von der Beerdigung laß mich schweigen. Den Tag darauf fragte mich die kleine, vierjährige Karoline: „Voß, hast Du auch den Papa mit weggetragen? Hast Du ihn zum lieben Gott gebracht? Hat er den Papa freundlich aufgenommen?“ — Ein andermal sagte sie: „Voß, Du mußt der Mama nichts vom Papa sagen, sonst weint sie; aber der Papa wird wol bald zurückkommen.“ — Nicht lange nach dem Tode ging ich mit den Kindern spazieren. Ich amüsirte sie, indem ich ihnen in den Wolken allerlei Bilder zeigte, die ihre kindliche Phantasie geschäftig ausmalte. Sie sahen Dörfer und Städte am Wolkenhimmel. „Da sehe ich ein großes Schloß“! rief Ernst. Karoline sah es lange an. „Ja“! rief sie endlich, „es ist das Haus vom lieben Gott; aber der Papa wohnt mit darin.“ — Du kannst Dir leicht denken, daß eine Mutter von solchen Kindern noch Freude am Leben hat. Es sind liebenswürdige Kinder, ganz würdig ihres Vaters, Kinder seines Geistes und Herzens. —

Lieber Bruder, ich habe mich heiter und traurig geschrieben; heiter durch die Erinnerung an den liebenswürdigsten aller Menschen; traurig, daß nirgends mehr auf Erden zu finden ist, was in heiliger Erinnerung fortlebt. Nur wer reich war, konnte einen schmerzlichen Verlust empfinden. Ich fühle es noch, daß ich durch Schiller reich bin; drum ist mir auch sein Verlust heilig. Wer Schiller nicht persönlich gekannt hat, dem ist das Bittere seines persönlichen Verlustes erspart worden; aber er trägt auch den unversieglichen Schatz nicht im Busen, den Schillers vertraute Freundschaft mir gewährt hat. Ich tausche nicht mit ihm. Schiller ist nicht mehr; aber was Schiller auf mich gewirkt hat, lebt fort, und so ist er für mich nicht gestorben; und seine Gestalt, seine Milde, sein gemüthliches Wesen, — Alles lebt noch frisch in meinem Herzen und wirkt noch unaufhörlich in mir zu guten Entschlüssen. —

Die Griesbach hat mir oft erzählt, wie Schiller, als er noch in Jena im Griesbachschen Hause wohnte, mit seinem Knaben gespielt habe. Eins seiner Lieblingsspiele mit ihm sei Löwe und Hund gewesen, und bald habe Schiller, bald sein Karl den Löwen agirt, und alle beide seien dann auf 4 Füßen im Zimmer herumgekrochen. So habe auch ich ihn

mehrmals gefunden, daß er auf der Erde lag und mit einem seiner Kinder spielte, und dann kam er mir größer vor als jener König, der so von einem spanischen Ambassadeur überrascht wurde. Am heitersten war Schiller bei Tische, wenn er sein Häufchen beisammen hatte. Dann saß er beständig zwischen 2 seiner Kinder und liebkoste und tändelte mit ihnen bei jeder Gelegenheit. Die Kinder hatten ihn auch unbeschreiblich lieb. Wenn eines zu ihm ins Zimmer kam, so kletterte es an ihn hinan, um ihn zu küssen, und manchmal kostete es Mühe, zum Zweck zu kommen, denn Schiller war sehr lang, und that im geringsten nichts, um es den Kindern zu erleichtern, zu seinem Munde empor zu klettern.

Ich will Dir doch bei dieser Gelegenheit eins der Gedichte mittheilen, die ich auf Bitten der beiden Knaben in ihrem Namen an Schiller zu seinem letzten Geburtstage verfertigte:

Ernst an seinen Papa.

Weggeflohn ist das Jahr, das des Guten so viel uns gewährte,
Und vom Herberen nur traurig ein Weniges gab.
Freudig gewährt' es den Wunsch, und ein Schwesterchen ward uns geboren,

Aber mit trotzigem Sinn that es dem Vater erzürnt *).
Herzlich sei für das Gute gedankt; und die bittere Stunde —
Siehe! das Schwesterchen fleht, Vater, vergieb sie dem Jahr.
Auch ja dem alten Homer gab Böses zum Guten die Muse,
Und doch weißt Du es selbst, wie ihn die Muse geliebt.
So gab trübere Tag' auch Dir die gewogene Muse;
Aber sie sendet dafür manches erquickende Jahr.
Oft noch sollen Dich Blüten und Frucht zu Gesängen begeistern;
Ich auch schenke Dir Lust; schenke mir Freuden auch Du!

Diese paar Zeilen sind mir darum noch werth, weil sie Schillern einen frohen Augenblick gemacht haben. Er sagte mir, ich hätte ihm aus dem Herzen geredet. — Nichts konnte Schillern mehr Freude gewähren, als wenn er Andern eine unvermuthete Freude bereitete. So hatte er durch eine listige Combination meinen Geburtstag ausgeforscht, den ich heimlich hielt, um nicht von den Schülern gratulirt zu werden. Er fiel auf einen Montag. Den Sonnabend vorher, als ich ihn im Schauspiel aus seiner Loge abholte, faßte er mich unterwegs bei der Hand und fragte, wie ich denn übermorgen meinen Ge-

*) Schiller war in den Tagen nach der Geburt des jüngsten Kindes gefährlich krank.

burtstag zu feiern gedächte. Ich fragte ihn, wie er denn wüßte, daß mein Geburtstag wäre? — „Man hat so seine eigenen Mittel und Wege, das auszukundschaften“, sagte er. „Daß Sie nicht zu Ihren Eltern kommen können“, fuhr er fort, „glaube ich der Schule wegen. Da bin ich doch wol der Nächste, um auf Sie Anspruch zu machen.“ — Ich dankte ihm mehr durch Händedruck als durch Worte und ging seelenvergnügt zu Hause. Von dem Augenblick fing bei mir die Feier meines Geburtstages an. Mit einer stillen Wonne ging ich zu Bett, und erwartete mit sehnsuchtsvoller Ruhe den Montag. Zu Mittag schickte er mir durch Karl seinen Tell, und als ich ihn aufschlug, fand ich freundliche Worte darauf geschrieben. Um 7 Uhr Abends ging ich zu ihm; und mein Vater hätte mir nicht zärtlicher gratuliren können als dieser Mann. Die kleine Karoline war meinethalben noch eine halbe Stunde länger aufgeblieben und sagte: „Voß, ich gratulire Dir auch.“ Auf Schillers Studirzimmer ward ein kleiner, einfacher Tisch gedeckt, und im Hintergrunde stand eine Flasche Champagner. Lieber Bruder, der Schiller glich als Hausvater vollkommen meinem Vater; aber den kennst Du nicht; doch hast Du die Luise inne, und einen solchen Abend feierten wir, wie da

geschildert wird, mit eben so inniger Liebe und Herzlichkeit durchwürzt.

Schiller hat über Anmuth und Würde geschrieben. Das hat mehreren wunderlich gedäucht. Mich aber befremdet es keineswegs; denn „Anmuth und Würde gesellt“ war sein Charakter. Und soll ein großer Mann nicht etwas beginnen, in dem sich sein Charakter ausprägt? Selbst im Gange, in seinen seelenvollen Mienen lag Anmuth und Würde; diese gebot Verehrung, jene erweckte herzliche Liebe; aber eben diese Liebe für ihn fühlte man stets hervorstechender als die Verehrung; und so, möchte ich auch sagen, war die Anmuth auch noch der überwiegende Theil, der sich nie verleugnete. Es ist keine Dichterfiktion, wenn Schiller singt: „Diesen Kuß der ganzen Welt!“ sondern ein Hauptzug seines Charakters: denn alle Menschen sah er wie seine Brüder an, und möchte sie mit den Armen seiner Liebe umfangen. Ja, und hätte er in der Schöpfung allein dagestanden, er hätte Seelen in die Felsensteine geträumt. Auch die leblose Natur ist von der Glut seiner Liebe durchdrungen. Deutschland bejammert den Mann, und Wenige haben ihn gesehn, noch Wenigere gekannt. Es würde des Grams kein Ende gewesen sein, wenn ihn seine Verehrer persönlich

gekannt hätten und, statt durch seine Gedichte mittelbar, durch sein Herz unmittelbar wären begeistert worden. —

Habe ich nicht recht gethan, daß ich meinem J... den Othello dedicire? Er war es, der mir zuerst Liebe für Schiller einflößte, denn J... war sein Zuhörer gewesen. „An dem Manne ist alles liebenswürdig; selbst sein Schnupftabaksfleckchen unter der Nase kleidet ihn hold", pflegte J... zu sagen. Und es ist wahr. Schiller hatte vom beständigen Schnupftabaksgebrauch ein solches perpetuirliches Fleckchen. Es ist Abend geworden, herzlieber Freund, und wie ich in der Dämmerung in meinem Zimmer auf- und abgehe, fällt mir noch so manches ein, was ich nicht umhin kann Dir mitzutheilen. Du, Guter, wirst wol ebenso wenig müde, von Schiller was zu hören, als ich, von ihm zu erzählen.

Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt Göthe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchliest, findet er, daß er darin unwillkührlich geschrieben hatte: „der letzte Neujahrstag", statt „erneute" oder „wiedergekehrte" oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurück-

halten, etwas vom „letzten“ Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! — Denselben Tag besucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei, und äußert, es ahne ihm, daß entweder Er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde. Und wie wahr er geahnet, hat die traurige Erfahrung bewährt! — Wenige Wochen nachher lagen beide krank darnieder, und konnten sich weder sehen noch schreiben. Schiller war der erste, der sich erholte, und kaum konnte er wieder ausgehen, so besuchte er seinen lieben Göthe, nachdem er sich durch mich hatte anmelden lassen. Ich war bei diesem Wiedersehen zugegen, und es rührt mich noch jedesmal, wenn ich daran denke. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen herzlichen Kusse, ehe Eines von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder seiner, noch des Andern Krankheit, sondern Beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterm Geiste vereint zu sein.

In der letzten Krankheit Schillers war Göthe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geist weinte, nicht seine Augen; und

in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Überirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!“ Das war alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen. Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgniß, wie man es Göthe beibringen wollte. Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden. Meyer war bei Göthe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei todt. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Muth, zu Göthe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Göthe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, — alles dieses läßt ihn wenig tröstliches erwarten. „Ich merke es“, sagt er endlich, „Schiller muß sehr krank sein“, und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Er ahnte, was geschehen war. Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagt er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank.“ Der Nachdruck, den er auf das „sehr“ legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu

antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. „Er ist todt“? fragt Göthe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen“! antwortet sie. „Er ist todt“, wiederholt Göthe noch einmal, und bedeckt sich die Augen mit den Händen. — Um 10 Uhr sehe ich Göthe im Park gehen. Ich hatte aber nicht den Muth, ihm zu begegnen. Drei Tage lang bin ich ihm ausgewichen. Am vierten paßte ich die Zeit ab, wo er auf die Bibliothek gegangen war. Ich folgte ihm, wünschte ihm einen guten Morgen, und fing wol zehn bibliothekarische Fragen an, bei denen ich so wenig etwas dachte, als Göthe bei seinen Antworten, die er mit sichtbarer Geistesabwesenheit, aber mit der größten scheinbaren Geschäftigkeit mir gab. Er hatte nachher gesagt, es wäre ihm sehr lieb gewesen, daß ich ihm nichts von Schiller gesagt hätte; er wäre schwerlich gefaßt gewesen, mir mit Ruhe darauf erwiedern zu können. — Jetzt spricht Göthe sehr selten von Schiller, und wenn er es thut, so sucht er die heitern Seiten ihres schönen Zusammenlebens auf. Er scheint nun in der Gesundheit fest zu werden, und ich hoffe, Dein Wunsch ist schon erfüllt: daß der eine Heros noch lange hienieden bleiben möge, nachdem der andere zum Olymp zurückgekehrt sei.

Den Morgen nach Schillers Tode schien der Jammer recht bei den Einwohnern Weimars eingekehrt. So wie das Unglück alle Menschen, die von ihm getroffen sind, verbrüdert, so theilten sich unbekannte Menschen, die sich begegneten, ihren Schmerz durch Gruß und Mienen mit. Es war, als ob wir Alle einen gemeinschaftlichen Vater verloren hätten. Keiner hatte in seinem Hause Ruhe. Wir irrten Alle auf den Straßen und im Parke umher. — So lange als Baldur, der Gott der Güte, unter den nordischen Göttern weilte, war Friede und ein einiges Band unter ihnen; kaum aber war der vom Genius der Geschicke hinweggerafft, so zerfiel der Götterkreis, die Einigkeit schwand, und es herrschte Angst, Trauer und Verzweiflung.

Wohl denen, die in der Erinnerung einen lindernden Balsam für ihre Wunden finden können! In der Erinnerung wird jede Kleinigkeit, die einen geliebten Gegenstand betrifft, bedeutend. Alles reiht sich an einen durchgehenden Faden an, und um das vollständig gesammelte Bild schöner Anschauungen zieht sich ein Heiligenschein. Täglich sprechen wir vom Verewigten im Schillerschen Hause. Jede Kleinigkeit wird wiederholt und von Neuem erzählt. Mir ist, als beträte ich einen Tempel, so oft ich

in das Schillersche Haus gehe; und wird nicht ein Tempel erst durch heilige Gesinnungen, die man mitbringt? —

Nach Schillers Tode habe ich mit Göthe einen Auftritt erlebt, den ich nie vergessen werde. Er hatte einen kleinen Rückfall von seinem Übel gehabt und ging zum ersten mal im Park spazieren, wo ich ihm begegnete. An dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehn würde. Seine Krankheitsschwäche, Schillers Tod und der Verlust meines Vaters, — alles lag schwer auf seinem Gemüth; er fing mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entsetzen erstarrte. „Schillers Verlust“, sagte er unter andern, und dies mit einer Donnerstimme, „mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht.“ Ich vermochte ihm nicht zu antworten, aber nie habe ich einen größeren Jammer gefühlt, als in diesem Augenblick. Wir gingen wol 5 Minuten stumm neben einander. Endlich ergriff er meine Hand mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit, und drückte und schüttelte

sie, wie er es nie gethan. Ich sah ihm ins Gesicht, ich fand so viel Güte in seinen Augen, so viel Wohlwollen auf seiner Stirn, so viel menschlich erquickendes! Er glich einem sanften Regen nach einem Gewitterschauer. Das war zu viel für mich, ich hätte in Thränen zerfließen mögen. Ich that mir noch einige Augenblicke Gewalt an und verließ ihn. Aber ich hatte den ganzen Abend keine Ruhe, weil ich in dieser Erschütterung einen Rückfall für Göthe befürchtete. Noch spät erfuhr ich, Göthe sei sehr bewegt nach Hause gekommen, und habe lange Zeit mit dem Gesicht ans Fenster gelehnt gestanden. Endlich sei August ins Zimmer getreten, und des Sohnes Gegenwart habe seine heitere Stimmung zurückgeführt.

An Frau Griesbach in Jena.

(Fragmentarisch.)

Weimar, 7. Juli 1804.

Liebe Mutter Griesbach,

Heute bin ich außerordentlich fröhlich gestimmt, daß ich mich recht zu dem Vorsatze freue, Ihnen einmal wieder zu schreiben. Aber erst sollen Sie wissen, warum ich so fröhlich bin. Einen Theil verdanke ich Ihnen; Sie haben mir durch Ihre Kirschen einen so schönen Beweis Ihres mütterlichen Andenkens gegeben. Dann ist heute der Tag der Zurückkunft des lieben Göthe, den ich so lange mir zurückgesehnt habe. Schon ist das Thor in seinem Hause geöffnet, welches so manchen Tag verschlossen war; schon kann ich wieder auf das Wagengerassel horchen, und darf hoffen, daß er es ist. Und endlich muß ich Ihnen sagen, daß ich heute Nachmittag ein paar unbeschreiblich frohe Stunden bei Schillers, dieser herrlichen

Familie zugebracht habe. Als ich heute Morgen Ihr Geschenk empfangen, und mich recht satt gefreut hatte, da war mein erster Gedanke an Schillers Kinder. Und da bin ich denn heute Nachmittag, mit meiner Schachtel unter dem Arm, hingewandert, und habe Freude über Freude hervorgebracht. Die kleine Karoline erstaunte, als ich die Schachtel aufmachte, so sehr, daß sie vor Schreck nicht essen konnte. Dann ließ sie es sich wohl schmecken, spendete mit vollen Händen ihren Brüdern, dann dem Vater und der Mutter, und auch mir. Nicht wahr, liebe Mutter, ich habe Ihre Absicht errathen? Nicht für mich allein war dieser Reichthum bestimmt. Sie wollten mir zugleich ein Mittel an die Hand geben, mich bei diesen Kindern recht beliebt zu machen. Das ist denn auch recht sehr geglückt.

Wie kann ich Ihnen die Freundlichkeit und die Güte rühmen, mit welcher mich Schillers aufnehmen, so oft ich zu ihnen komme. Ich mache mir manchmal Vorwürfe, daß ich so oft komme, und kann es doch nicht lassen. Aber ich gehe nur zu Stunden hin, wo ich weiß, daß Schiller unbeschäftigt ist. Wenn ich einmal Schillers Kinder zum Unterricht bekomme, dann will ich durch Treue und Sorgfalt zeigen, wie lieb ich die Eltern habe; früher finde

ich dazu keine Gelegenheit; aber das thut auch nichts.

Nun will ich in den Park spazieren gehn und mich der Abendkühle unter Gottes freiem Himmel freun; komm ich dann fröhlich heim, so ist der herrliche Göthe wieder da. —

Guten Abend! liebe Mutter. Göthe ist richtig wieder da. Kaum eine Viertelstunde nach seiner Ankunft sah ich Schiller zu ihm gehn. Der hat's auch nicht länger abwarten können.

An Griesbach.

Weimar, 13. Mai 1805.

Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,

und uns war er mehr. Ich bin wie ein Verwaister, lieber Herr Kirchenrath, und ich komme zu Ihnen, dem ältesten und liebsten Freunde des Verewigten, um durch Mittheilung meinem bangen Herzen etwas Ruhe zu verschaffen. Ich will Sie nicht trösten, ich will nicht von Ihnen getröstet werden; nur mittheilen will ich mich Ihnen, nur mit Ihnen von dem geliebten Gegenstande reden, der meine ganze Seele erfüllt. Ich suche ihn überall, und finde ihn nirgends; ich werde durch alle möglichen Dinge, die

nur entfernt Bezug auf ihn hatten, an ihn, den Einzigen, erinnert. Wo ich gehe, wo ich mich hinwende, erblicke ich sein Bild, und wenn ich schlafe, erscheint er mir in Träumen. Ich denke seiner, was er war in frohen oder traurigen Tagen der Vergangenheit, was er jetzt ist, und was er den Seinigen, seinen Freunden und der ganzen Welt noch geworden wäre, wenn ihm Gott einen größeren irdischen Zeitraum zugemessen hätte, um alle die Keime zu entwickeln, die in diesem edlen Herzen schlummerten. So denke ich an ihn und weine mit gebeugtem Herzen.

Gott wird es mir verzeihen, wenn ich am Donnerstag Abend, als ich um 10 Uhr die Nachricht erfuhr, wider seine weise Vorsicht gemurrt habe. Ich war bitter gegen das Schicksal, bis ein heißer Thränenstrom besseren Empfindungen Platz machte. Ich murre nicht mehr, ich bin voll dankbarer Gesinnung, daß uns der liebe Mann so lange gelassen wurde; aber getröstet bin ich nicht. Die Sektion hat gezeigt, daß er nicht länger leben konnte. Der Tod hat die Rechte an seiner Hülle in Anspruch genommen, die ihm die lebende Natur nicht länger versagen konnte. Ungerecht wäre es, hier bitter sein zu wollen; aber getröstet bin ich nicht, und werde es so bald nicht, und will es auch nicht werden.

Vorgestern wurde die sterbliche Hülle zu Grabe gebracht. Dieser Mann, der in seiner Braut von Messina am Grabe des Manuel den Cäsar zur Mutter sagen läßt:

„Er lebt in deinem Schmerz ein selig Leben!“

dieser Mann durfte nur von solchen beerdigt werden, die auch seinen Verlust schmerzlich zu fühlen wußten. Das ist geschehn; und ich bin überzeugt, daß wir darin den Willen des Verewigten, wenn er anders je hieran gedacht hat, erfüllt haben.

Gestern wurde ihm die letzte Feierlichkeit erwiesen, und unter Tönen aus dem Mozartischen Requiem haben wir den irdischen Abschied von ihm genommen. Die Kinder waren mit in der Kirche; die kleine Emilie lachte während der Trauerrede, und bewegte die Herzen aller Anwesenden mehr, als die Worte des Redners, die — Worte waren. Ich mag keinen mit Worten trösten, auch den kleinen Karl nicht, der oft bei mir ist und so gerne von seinem Vater redet. Ich spreche viel mit ihm von seinem Vater und werde es auch in Zukunft thun. Kann ich dazu beitragen, daß das Bild seines Vaters ungeschwächt in ihm erhalten werde, so will ich's thun, und mir dieses zu einer heiligen Pflicht machen.

Mein jetziger Trost ist, daß ich mit meinem

Schmerze unendlich glücklicher bin, als die, welche den liebenswürdigsten Mann nicht gekannt, nicht verloren haben, und nicht betrauern. Die haben den Schmerz nicht, aber auch nicht den Reichthum, der mit diesem Schmerze verbunden ist. Ich trage ein vollständiges Bild von seiner Person, von seinem Geiste, von der Güte und Liebenswürdigkeit, die aus allen seinen Zügen heraussprach und in allen seinen Handlungen wirksam war, in meinem Herzen. Dies Bild ist mir als ewige Stütze auf dem Wege meines künftigen Lebens. Es nicht mehr in der Wirklichkeit zu erblicken, ist mein unnennbarer Schmerz; es im Herzen und in der Seele zu tragen, wird mein Trost sein in den Tagen, über welche der Schmerz keine Rechte mehr haben wird.

Weimar, 24. April 1806.

Sie verstehn es recht, Freude und Segen zu verbreiten, gebeugte Herzen aufzuheitern, und frohen Stimmungen Dauer und Stetigkeit zu geben. Welch eine unendliche Freude hat mir Ihr gestriger Brief gemacht! Ich will es nicht Worte nennen, was aus Ihren Briefen mich so innig ergreift; es ist mehr als das; es ist mir, als ob Sie Miene, Händedruck, Augensprache, und alle Mittel, deren wir uns

bedienen, um die Empfindungen des Herzens kund zu geben, in Ihre Briefe mit einzuschließen wüßten, um eine allgewaltige Wirkung hervorzubringen. Sie halten mich für würdig, mir Ihr Herz aufzuschließen; das möge Ihnen Gott segnen! Denn solcher Aufmunterung bedarf ich, um auf dem Wege des Guten und Schönen nicht lässig zu werden. Wohl dem, den sein Schicksal an einen günstigen Platz hinstellte, wie mich; mitten unter Vorbildern wird es mir leicht gemacht gut zu sein, und immer vollkommener zu werden. Wenn ich es einmal geworden bin, dann wird mein Leben der wärmste Dank sein für alle, die durch Beispiel und Aufmunterung mich zu dem gemacht haben, was ich allein nicht hätte werden können. So will ich auch Ihnen einmal danken, liebste Mutter, daß Sie rechte Freude an mir haben.

Schwärmerei nennen es die Leute, was sich in Ihrem Gemüthe so lauter und heilig regt, diese Begeisterung und Innigkeit für das Hohe und Schöne? Wohl, dem Kaltherzigen muß das eine Thorheit dünken, was er nicht zu begreifen im Stande ist. Freundschaft und Liebe für das Schöne, wo und in welcher Gestalt man es antrifft, ist ja das einzige, was uns, wie Sie sich so schön ausdrücken, „in

ewiger Jugend erhält". Wir sind nicht befugt, unser Alter nach den verlebten Jahren zu messen, sondern nach der Kraft, mit der wir das Gute und Schöne fühlen. Wer das im 70sten Jahre mit der Stärke der Jugend kann, der ist trotz seinen Jahren ein Jüngling, und wer im 20sten Jahre todt ist, den nennt immerhin einen abgelebten Greis; denn er hat nichts vor ihm voraus als etwas, das für den richtigen Beurtheiler keinen Werth hat.

Auch ich bin einigemal ein Schwärmer genannt worden. Stolberg, Schiller, meine liebe Mutter Griesbach haben mich nicht so genannt. Wenn die es gethan hätten, da hätte ich's geglaubt; jetzt aber will ich nicht anders werden als ich bin.

Bei Göthe hab' ich seit meiner Zurückkunft schon einige vergnügte Abende zugebracht. Am liebenswürdigsten ist er in seiner wollenen Nachtjacke, und es kommt mir vor, als wenn er mit seinem Oberrock an jedem Abend zugleich alle seine Sorgen auszieht. So sagt man, soll er mit seinem grünen Ministerrocke auch noch allerlei anziehn; aber in diesem habe ich ihn noch nicht gesehn, wiewohl ich zwei Jahre hindurch fast sein täglicher Hausgenoß bin. Ich habe ihm gestern viel von meinem Onkel Boie erzählt, und mich erquickte recht seine Theil-

nahme. Ich wollte, daß ich dies alles noch meinem Onkel hätte schreiben können; er wäre um eine Freude reicher aus der Welt gegangen *).

In diesen Tagen habe ich Krummachers Parabeln gelesen. Er hat in ihnen seine ganze Persönlichkeit niedergelegt, und verräth eine große Innigkeit des Herzens, eine große lebendige Anschauungsgabe, und einen ziemlichen Grad produktiver Einbildungskraft. Eine gewisse Tinktur von Mysticismus scheint seinem Gemüthe nur angebildet. Bei allen diesen herrlichen Eigenschaften kann ich keine Spur von einem organischen Dichtertalente entdecken. Es sind lauter poetische Einzelheiten, die, so schön sie dastehn, doch auf die Länge ermüden. Die Nutzanwendungen sind oft sehr platt, und zerstören den Eindruck der Dichtung. Wenn ich die Moosrose lese, und hinterdrein die Moral, so ist mir als ob ich aus einem seligen Paradiese in eine Sandwüste gerathe. Von andern Stücken paßt die Anwendung so durchaus nicht, daß ich sie jedem Kochrecepte mit gleicher Befugniß anheften will.

---

*) Er war wenige Wochen vorher gestorben.

Weimar, im Juli 1806.

Ihr letzter Brief, liebe Mutter, hat mich sehr erfreut, aber wenig getröstet. Ihr herzlicher Wunsch für mich sieht alles Gute, und ich armer Geplagter muß dann die traurige Betrachtung anstellen, daß auch die Wünsche der edelsten Menschen nicht in Erfüllung gehn wollen. Mit meiner Lippe bin ich noch nicht um ein Haar weiter gerückt, als wie wir uns zuletzt sahn, und da mein Übel so lange schon gedauert hat, so muß ich wol am Ende glauben, daß ein Stillstand schon eine Art von Rückgang ist. Ich hasse nichts mehr als ein hartnäckiges Stillestehn, in der moralischen, wie in der physischen Welt: es ist das Zeichen der Vernichtung, des Todes, der starren Fühllosigkeit. So wie mit meiner Lippe, so geht es meinem Geiste auch; ich werde mir selber noch absterben, und zur Last werden. Wo soll ein neues frisches Leben entspringen, da der Boden so gar unfruchtbar dazu ist?

Weimar, 12. August 1806.

Ihren Segen zu meiner Reise nach Heidelberg habe ich von Ihnen empfangen; sie wird mir gewiß Heil und Gesundheit bringen; ich möchte so gern einmal wieder ein ganzer Mensch sein; die Hälfte

genügt nicht; und es ist eine schreckliche Lüge, wenn der alte Querkopf Hesiodus sagt: das Halbe sei besser denn ein Ganzes.

Weimar, 14. September 1806.

Ich habe aus Heidelberg, wo nicht meine volle Genesung, doch ein frohes Herz zurückgebracht. Die drei Tage seit meiner Rückkunft habe ich nur an Heidelberg denken können; ich kann wohl sagen, meine ganze Sehnsucht ist nach dem Ort gerichtet, wo meine Eltern ihre irdische Heimat gefunden haben. Es ist nicht mit Worten zu beschreiben, wie glücklich und zufrieden sie dort leben; sie sind beide so jugendlich heiter, wie sie es nur in ihrem dreißigsten Jahre waren, und das alles verdanken sie dem Heidelberger Klima und den herrlichen Bewohnern dieses seligen Landes.

Ich habe Weimar herzlich lieb, seiner selbst und um der Nähe von Jena willen; und doch ist mir jetzt ganz so zu Muthe, als wenn ich hier auf eine kurze Zeit nur zum Besuch wäre. Wer weiß, was das Schicksal mit mir im Sinne hat; ich werde ihm gehorchen, wenn ich seine Stimme wahrhaft vernommen habe. Soll ich mein Lebenlang hier bleiben, so werde ich auch hier glücklich sein; wo nicht,

so werde ich — vielleicht am Neckar meine Friedenshütte bauen *).

Weimar, Ende Oktober 1806.
(nach der Schlacht von Jena)

Ihr Briefchen, liebe Mutter, hat mich gerührt; Sie haben viel gelitten, an Güterverlust, mehr noch durch Anstrengung und Theilnahme für Andere! Wie habe ich in den Tagen der Angst und Furcht an Sie gedacht! wie mich manchmal in Ihre Nähe gewünscht, um Ihnen allen beistehn zu können! Das war ein harter Schlag, und er mußte Sie treffen mitten in den Tagen des Friedens, wo wir uns alle so über des theuren Vaters Griesbach Gesundheit freuten! Gott sei gelobt, daß er Sie durch die Tage des Schreckens durchgeführt hat; er gebe Ihnen Kraft und Muth und schütze sie vor Nachschmerzen, die noch schrecklicher sind als die gegenwärtigen!

Liebste Mutter, ich kann heute nur fragmentarisch schreiben; ich bin selber nur ein Fragment. Durch die zwei oder drei schlimmsten Tage bin ich gut durchgekommen, wiewohl nur vermöge einer übernatür-

*) Bald darauf erhielt er einen Ruf an die Universität in Heidelberg.

lichen Anspannung. Ich war Hausvater, Dolmetsch, Koch, Küchenmagd, kurz alles in allem; ich mußte meine Hauswirthin trösten, und die einstürmenden Franzosen besänftigen. Manche Situation, die ich erlebt, könnte mir unter andern Umständen sehr lächerlich dünken, z. B. wie ich einmal mit der Hauswirthin eine Kartoffelsuppe in einem großen Kessel kochte, und ihr dabei eine Vorlesung über Hoffnung, Vorsehung, Geduld hielt; und doch versichere ich Ihnen, daß ich wol nie mehr von Herzen gesprochen habe, als in dem Augenblick. — Geplündert sind wir nur wenig. Wir haben den Maraudeurs Komplimente gemacht wegen ihrer Solidität; wir haben ihnen Kaffee und Rack angeboten, vertraulich ihnen auf die Schultern geklopft, sie durch Späße zum Lachen gezwungen. Gott verzeihe uns diese Schmeicheleien und Lügen; aber sie haben uns das Haus gerettet.

Zum erstenmal habe ich mich vor acht Tagen gefreut, daß Schiller nicht mehr lebte. Gott! wenn ihn dieser Unfall in der Todesstunde betroffen hätte! Und meine Eltern in ihrem Segenslande! Gestern erhielt ich einen Brief, der mir wie eine Stimme vom Himmel ins Herz drang. Die Glücklichen! sie wußten damals noch nicht, was ihre Freunde betroffen.

Glauben Sie nicht, liebste Mutter, daß ich trübsinnig bin: das bin ich nie gewesen, selbst die beiden Nächte nicht, wo ich neben einem französischen Chasseur, der mein Bett einnahm, auf der Erde schlief. Ich will nun arbeiten, um mir auch die künftigen Grillen zu vertreiben.

Heidelberg, 8. December 1806.

Seit ich, um Abschied zu nehmen, bei Ihnen war, liebste Mutter, habe ich viel an Sie gedacht, aber nicht immer mit der alten Freudigkeit, die meine Gedanken nach Jena zu begleiten pflegte; ich habe so vieles bei Ihnen anders gefunden, und nicht zum Vortheile verändert. Jede Veränderung schon bewegt unser Herz, und erinnert an die Wandelbarkeit der Dinge; im höchsten Grade schmerzlich ist es, wenn man eine Wohnung, die sonst der Stille und dem Frieden geheiliget war, jetzt einem so unfriedlichen Geschäfte dienen sehen muß. Als ich nach Weimar zurückreiste, habe ich still bei mir die Schicksale Jena's und Weimars überdacht; ich konnte mich nicht freuen, daß es mir vergönnt war, den jetzigen Zeiten zu entrinnen, da so viele mir theure Menschen zurückbleiben mußten.

Der Abschied aus dem Schillerschen Hause und

von Göthe ist mir schwer geworden; ich habe in beiden Häusern so viel Freude und so viel Leid getheilt. Überall, wo ich hinkam, fand ich Trauer über meinen Weggang, und das ging mir jedesmal sehr zu Herzen. Erst auf dem Postwagen konnte ich dazu kommen, ruhig über mich nachzudenken. Da fühlte ich zum erstenmal ganz ungestört den Schmerz von Weimar und Jena getrennt zu sein, und die Freude, wieder mit meinen Eltern in Heidelberg vereint zu leben.

Heidelberg, 11. Februar 1807.

Es ist heute grade ein Jahr, als Sie mich den Kranken so freundlich in Ihrer Wohnung und Familie aufnahmen, Sie und der theure Vater Griesbach. Ich habe den ganzen Tag hieran denken müssen, und hatte mich ein paarmal so in Betrachtungen vertieft, daß mir die Thränen in die Augen traten. Ich könnte Ihnen noch von jedem Tage Bericht erstatten, ja alles was wir gesprochen haben, wollte ich wieder erzählen, so genau hat es sich mir eingeprägt. Wie ganz anders erscheint mir dies alles jetzt, als da ich noch in Weimar lebte! Dort machten mich solche Erinnerungen froh, weil ich sie stündlich auffrischen konnte. Hier in Heidelberg machen

sie mich wehmüthig, weil ich, von jener Gegend geschieden, schon den Ausländern beigezählt werde. Ich will nicht klagen über Heidelberg, ich fühle mich hier in mancher Hinsicht noch glücklicher als in Weimar. Aber was ich hier Gutes habe, es ist ein Gut für sich, und kein Ersatz für das Verlorene. Kein durch den Tod geschiedener Freund kann durch einen anderen ersetzt werden, keine glückliche Lage durch eine andere; denn jede neue hat immer ihren eigenthümlichen Charakter. Nur Einen Ersatz giebt es für entschwundene Freuden, und der besteht in der treuen Erinnerung.

Der Kupferstich von Schiller hat mich zugleich fröhlich und traurig gemacht. Mir fiel Schillers Gestalt ein, als ich ihn zum letztenmal sah. Ach! da sah er noch leidender aus, wie auf diesem Bilde. Mir traten die Thränen in die Augen, wie ich es so anschaute, und mich in dem Andenken verflossener Zeiten verlor. Der sanfte liebreiche Blick, dieser Zug von großer und erhabener Ergebung und Duldung, diese besonnene und göttliche Ruhe! Selbst Schillers Physiognomie in recht heiteren Momenten, sein fröhliches Gesicht, kann ich mir bei diesem Bilde denken. Es ist mir, wenn ich es lange ansehe, als ob es reden wollte, und dann glaube ich die lieblichen

Züge zu erblicken, die sich auf seinem Gesichte, besonders auf der Stirn und um die Augen darstellten, wenn er zu sprechen anfing. Liebe Mutter, wie glücklich sind wir doch, daß wir Schiller so oft zu sehen Gelegenheit hatten, ihn reden hören, uns an dem Feuer seines Herzens und seiner Phantasie erwärmen konnten!

Heidelberg, 7. Juli 1807.

Sie werden mir wol verzeihen, liebe Mutter, wenn ich die Lage eines Neulings im Amte als eine Entschuldigung meines langen Schweigens geltend zu machen suche. Ich habe vielleicht in meinem Leben nicht so anhaltend und mit so vieler Anstrengung gearbeitet, als seit zwei Monaten. Bis Abends sieben Uhr komme ich nicht vom Schreibtisch; dann lockt mich die Abendkühle zu einem Spaziergang, und o wie oft hab' ich da Ihrer gedacht, habe Sie hergewünscht, um einen schönen Sonnenuntergang mit zu genießen! und dann Theil zu nehmen an unsern häuslichen Abenden, eingedenk der Abende, wo Sie uns manchmal um diese Zeit in Jena zu überraschen pflegten! O des bösen Raumes, der uns trennt, da wir so gerne wie ehemals neben und in einander lebten!

Meine Lippe muß doch innerlich viel gestärkter sein, da ich ohne Beschwerde zwei, drei Stunden des Tags Collegien lesen kann. Gott möge alles zum besten wenden!

Meine Zuhörer sind, ich darf es Ihnen wol sagen, mit mir zufrieden; das merke ich schon aus der Liebe, mit der sie mir begegnen. Als ich das erstemal auftrat, war ich etwas schüchtern, aber weniger aus Blödigkeit und Mißtrauen in meine Kräfte, als weil ich die Gewalt jenes feierlichen Augenblickes fühlte, wo ich in einen neuen Lebenszustand eintrat.

Heidelberg, 9. Juli 1807.

Wie kommt es doch, daß man einigen Menschen auf den ersten Anblick so von ganzer Seele gut wird? Sie wirken kräftiger auf uns, fordern unsre ganze Theilnahme, unser ganzes Herz; man möchte sich ihnen ganz aufschließen, wie die Blumen, wenn sie ihren Kelch der Sonne öffnen.

Es ist doch ein köstliches Geschenk, welches uns Gott durch die Erinnerung verliehen hat. Wenn wir einsam auf unserm Kämmerchen sitzen, so besuchen uns die Geister unsrer entfernten Freunde, und selbst die Todten aus dem Grabe, in Träumen, in lebendigen und nächtlichen, erscheinen sie uns,

erquicken uns durch ihre Gegenwart, weil sie gefühlt wird, und erregen eine heftige Sehnsucht nach wirklicher Wiedervereinigung. O wie oft denke ich der schönen Jenaischen Zeiten und der Tage in Weimar; und wenn so die Bilder verflossener Tage an der Seele vorüberschweben, wie warm wird es mir da ums Herz! Ja, ich will wieder zu Ihnen, zu Ihnen allen, den theuren Menschen. Ich will sparen, ich will schreiben, ich will dociren und recensiren, um die Reisekosten bestreiten zu können. Und gehen wird es, denn es soll gehen; und wer vermag einen eisernen Willen zu brechen?

Gott gebe uns Gesundheit, damit wir Freude am Wiedersehen haben! Aber wir wollen nichts wünschen, wir wollen mit Dank annehmen was gesandt wird. Schon in meinem kurzen Leben habe ich bestätigt gefunden: Was geschieht, ist gut. Selbst daß meine Lippe noch nicht genesen ist, ist gut, denn sonst wäre es nicht so.

Heidelberg, im August 1807.

Das sind herrliche Augenblicke im menschlichen Leben, wenn es im Gemüthe wieder hell zu werden anfängt, wenn der Glaube an Gott und Vorsehung wieder wach wird, und die Freude sich wieder einstellt.

Neulich hatte ich einen solchen Augenblick. Ich hatte lange in keinen Spiegel geblickt. Als ich nun einen in die Hand nahm, so kam mir der wehmüthige Gedanke: „Jetzt siehst du noch so aus, daß du an Genesung glauben kannst; wer weiß, wie du nach sechs Monaten aussehen wirst.“ Und dieser Gedanke erschütterte mich so, daß ich wie in dumpfer Betäubung sitzen blieb. Aber Gott sei Dank, ich blieb nicht lange so gestimmt; bald traten die sanfteren Empfindungen hervor, die Hoffnung lebte wieder auf, und ich verlebte einen Abend, an dem ich mich wie neugeboren fühlte, den ich zu meinen glücklichsten in Heidelberg zähle.

Heidelberg, im Oktober 1807.

Vor etwa vier Wochen las ich mein Lieblingsbuch von neuem, Schillers Geisterseher. Wie ich's zu Ende gelesen, quälte mich die fürchterlichste Neugierde. Ich suchte mir die Fortsetzung von Follenius zu verschaffen. Sie war nicht da. Endlich kam sie. Ich fiel mit einem wahren Heißhunger darüber her. Ich kann nicht sagen, daß mir diese Arbeit durchaus genügt, denn Schiller hätte sie viel besser gemacht; aber in ihrer Art ist sie vortrefflich. Ihr Verfasser ist ein Kopf von nicht gemeiner Erfindungskraft; er

weiß zu erschüttern und zu rühren, er ist Kenner des menschlichen Herzens, er hat Besonnenheit und Innigkeit; er ist in Schillers Idee eingedrungen; Schillers Genius hat ihn begeistert, ich möchte sagen, befruchtet. Ein herrlicher Zug, daß er die Griechin unschuldig sein läßt an dem Betruge, der dem Prinzen gespielt wird, obgleich sie der Armenier in seine Plane mit hineingezogen hat. Überhaupt ist das Ende ungemein rührend und schön erfunden; ein wenig mehr gefeilt, und es dürfte Schillers Namen tragen.

Heidelberg, 14. Januar 1808.

Ich weiß nicht, wie es kömmt, Heidelberg ist ein so paradiesischer Ort, ich lebe hier bei meinen Eltern, die mir über alles theuer sind, ich kann nun mit meiner Gesundheit zufrieden sein. Gleichwohl fehlt mir etwas, und ich muß mir oft sagen: „es war eine Zeit, wo du glücklicher warst" — Gott weiß, ob diese Zeit jemals wiederkehrt. Es fehlt in Heidelberg an Harmonie, an wissenschaftlichem Enthusiasmus, an Freundschaft. Wer Kraft hat, will herrschen, und die jüngeren sollen sich durchaus zu einer Parthei schlagen, oder werden einer Parthei zugezählt. Das liebe ich nicht. Wo ich zum Handeln

keinen inneren Beruf fühle, liebe ich meinen stillen Gang fortzugehen, ohne eine von beiden Partheien mit dem Zipfel meines Kleides zu berühren. Ich kann nur in einem äußeren Frieden mein Glück finden.

Heidelberg, 26. März 1808.

Ja wohl, liebe Mutter, bin ich gesund, es ist dies keine Fabel. Sie sollten mich nun einmal sehen, wie glatt und schier mein Mund aussieht. Ich halte Sie beim Worte, in Jena, in Rudolstadt, in Weimar, in Gotha, in Eisenach wird an „Einem Tage mein Genesungsfest gefeiert“. Ach, liebste Mutter, welche Freude haben Sie mir durch diese Äußerung gemacht! Bloß um Ihnen dieses zu sagen, schreibe ich diese wenigen Zeilen.

Heidelberg, 30. September 1808.

Auf einer Reise nach Stuttgart habe ich neulich Dannecker kennen lernen. Dannecker ähnelt Fernow etwas, ist aber kleiner und graziöser — ein überaus geistvolles, mildes, anspruchloses Gesicht. Nie habe ich ein schärferes Auge gesehn. Aber wer kann dem milden Tone seiner Rede widerstehen, und seiner fast engelhaften Freundlichkeit? Einen enthusiastischeren Freund Schillers giebt es nicht; als ein Freund des

theuren Entschlafenen war ich ihm willkommen. Er führte mich vor Schillers kolossale Büste — und, theure Mutter, da stand ich ganz in Anschaun versunken. Wie schien mir Schiller so ganz wieder in diesem seelenvollen Marmor aufgelebt. Mir war, als müßte der Mund sich zu einem freundlichen Gespräch öffnen — o ich hätte die feurigsten Küsse auf diese Lippen drücken mögen. Mir war wohl und bange und traurig, und ich konnte doch nicht von dem Bilde mich wegwenden. Welch ein herrlicher Mann ist Dannecker, daß er den Schiller so hat darzustellen gewußt! Aber wahrlich, nicht bloß das Talent, sondern die Liebe des Künstlers hat dies Werk geschaffen. D. kann sich auch gar nicht trennen von diesem Bilde. Man verlangt es von ihm zu einem Denkmale Schillers. Er will es hergeben, wenn man das Denkmal in seinem Vaterlande errichten will. Wer mag es ihm verargen? Wohl gehört Schiller uns Deutschen an, aber die Schwaben haben ein näheres Recht an ihn, da er in diesem Lande zuerst geathmet und empfunden hat.

Heidelberg, im September 1816.

Meine liebe Mutter! können Sie es vergeben, daß ich so gar lange gegen Sie stumm war? O, ich

hoffe es, nach Ihrem letzten Schreiben, oder besser, ich weiß es, da ich Ihr Herz kenne: Freundlichkeit und Liebe ist ja das Eigenthum Ihres Herzens. Ich mag in dem Augenblick, wo ich mich mit voller Seele an Sie wende, nicht mit Entschuldigungen anfangen: Entschuldigungen sind so kalt, so herzlos; ich habe gefehlt, grob gefehlt, Sie verzeihen, und unser Verhältniß ist ganz das alte: ja, das sollen Sie gewahr werden, wenn wir uns Ostern wiedersehn. O wie vergnügt wollen wir dann der alten, nie wiederzubringenden Zeiten gedenken! Glauben Sie mir's, in meinem Herzen ist jede, auch die geringste Kleinigkeit aufbewahrt, die wir mit einander erfahren haben. Meinen Sie, daß ich's vergessen habe, wie freundlich Sie mir im Jahr 1802 einen Abendthee bereiteten, wenn ich krank, wie ich damals war, zu Ihnen kam? wie liebreich Sie gegen mich waren, wenn ich Ihnen eine Predigt von mir vorlas, die Sie so schonend beurtheilten? wie fröhlich ich in Ihrer Weihnachtsabendgesellschaft war? wie herrliche Herbstabende ich in Ihrem Gartenhause verlebt? Meinen Sie, ich habe vergessen, als ich mit Ihnen nach Weimar fuhr? Draußen stöberte es, aber im Wagen sprach sich's traulich: und was haben Sie mir unterwegs alles von Schiller erzählt! Fordern Sie mich Ostern auf,

und ich erzähle Ihnen das ganze Gespräch wieder; und wenn Ihr Gedächtniß treu ist wie meins, so sagen Sie am Ende, auch kein Jota fehlt daran. Und dann, liebste Mutter Griesbach, nie ohne Rührung, ohne Dank gegen den Vater Griesbach im Grabe, und gegen Sie, die Sie Gottlob! noch unter uns sind, denke ich der 6 Wochen, die mich unter Ihrem traulichen Dache meine kranke Lippe vergessen machten. O wie freundlich waren Sie gegen mich die Zeit über! Noch weiß ich alles und jedes, wie es damals in Ihren Zimmern stand, die Bilder an der Wand, die Farbe der Tapete, die Form der Vogelbauer und die Vögel darin, Farbe, Größe. — O, ich könnte Ihnen hundert und aber hundert Dinge der Art vorschwatzen, wenn es schicklich wäre, das Papier damit zu verderben.

Ostern komme ich zu Ihnen, und dann reisen wir zu meinem Bruder nach Rudolstadt: das muß fest stehen. Für heute leben Sie wohl, und bleiben Sie gut, wie Sie auch nicht anders können, Ihrem treuen

Heinrich Voß.

Anhang.

An * *

Heidelberg, 18. Juli 1819.

Dein Brief war diesmal ganz theologisch. Sollen wir den Briefwechsel fortsetzen, da wir auf ganz verschiedenem Stande stehn? Ich denke ja, da er von beiden Seiten mit Liebe im Herzen geführt wird, und mir ist er noch besonders erquicklich, weil er mir Ansichten und Gedanken klarer macht. — Einen Punkt, wo ich Deine Antwort nicht zu deuten weiß, muß ich berühren. Daß etwas so Hohes und Edles (sagte ich), wie Jesus geläuterte Weisheit und Tugend, den stumpfen Thoren eine Thorheit dünken muß, ist Naturgesetz, dem Jesus nicht entgehen konnte. Und Heil uns, daß er uns solche Thorheit hinterließ! — Darauf erwiederst Du: „O stolze, stolze Vernunft! Gotte gefiel thörichte Predigt, Dir mißfällt sie.“ — Wie? nicht eine dem Thoren thörichte, sondern eine an sich und in sich thörichte Predigt hätte Gott gefallen, mir nicht? Wo der Beweis, daß Gott je dergleichen gefallen? Das kannst Du nicht meinen; hier ist wol was anderes gesagt, als gesagt sein sollte. Auch läge

Hochmuth des Glaubens in den Worten: „Gott denkt wie ich, du anders!“ und dieses Hochmuthes, der gefährlicher ist als der Hochmuth der Vernunft, weil er den Ausspruch Gottes (was der Glaube nämlich dafür hält) als Waffe des Eifers mißbraucht, ist wol ein Stolberg fähig, aber kein **. Theurer **, die falsche Vernunft sei unsrer Betrachtung nicht werth: verehren wir die ächte, freie Vernunft, die eins ist mit der Wahrheit, die Vernunft, welche Jesus von seinem himmlischen Vater empfing, er der Befreier vom Joche des Mosaischen Buchstabens, die Vernunft, die sein Nachfolger Lessing vor Verfinsterern schützte, die Vernunft, der Männer wie Griesbach und Nösselt ihr Leben weiheten. Diese Vernunft hat nichts mit Stolz und Hochmuth gemein, ja, sie ist das Gegenspiel davon, wie der durch Vernunft geläuterte Glaube. Ja wohl, Jesus Weisheit und Tugend ist von Gott, — (ohne Gottes Beistand ist nichts, hat nichts der Mensch, wie Klopstock, Pindar, Themistokles und andere Erleuchtete lehren); drum ist auch unvergänglich, was Christus lehrte, versteht sich seine Worte aus Christus Geiste gedeutet, nicht aus dem Geiste der nicht immer erleuchteten Kirchenväter, denen wir zum Theil die Dogmatik verdanken. Kann z. B. etwas erhabener

sein als die Christuslehre vom Gebet? Christus betete: „Gehe der Kelch vorüber.“ Der Kelch ging nicht vorüber, und doch war das Gebet erhört; denn Christus war stark geworden durch das Gebet, und hatte so das Bittere des Kelches überwunden. — O denke der andern Stellen vom Gebet, und dann wie in neueren Zeiten das Gebet gemißbraucht wird von denen, die so recht mit Haut und Haar Christen sein wollen; ich denke an F—é. — Ungern trüb' ich mir durch das Gewebe der Dogmatik den Gedanken an den edelsten Menschen, den liebevollen Arzt und Heiland, den standhaften Dulder, der in der Todesstunde noch den Feinden verzieh. Mit Schmerz fühle ich's, wenn man — was doch auch Gottlob nicht überall mehr geschieht — statt des vergotteten Menschen (wie die alten Mystiker sagen) den vermenschten Gott predigt; nur jenem fühl' ich mich nahe, nicht diesem, den Menschenhand mir durch eine mystische Umschleierung entrückt hat. — Dergleichen geschah auch bei andern Nationen, und davon sprech' ich lieber. Nach einer alten, aber schriftlich erhaltenen Tradition war der göttliche Platon Sohn einer unberührten Jungfrau, und als zartem Kinde füllten ihm Bienen den Mund mit Honigseim. Wohl darf ich annehmen, daß Platons be-

geisterte Schüler die Gottheit priesen, daß sie, um den Liebling zu verherrlichen, die ewigen Gesetze der Natur unterbrochen. Dann aber kam ein griechischer Reimarus und lehrte: „Nicht dem Buchstaben folgt bei solchen Wundersagen, sondern dem Geiste, der den Buchstaben beseelt; gehet heraus aus euch und senkt euch hinein in fremde Sprache und Denkweisen, Sitten, Gebräuche, Verfassungen, und nehmt zur Wegweiserin nicht eure schwanke Phantasie, sondern die bescheidene Fackel der Historie. Dann ergiebt sich vielleicht, wer jenes Wort über Platon zuerst aussprach, habe bloß die keusche Reinheit seines Wesens und die Honigsüße seiner Rede andeuten wollen.“ Auf keinen Fall aber hätte ein solcher Reimarus „Fabelei“ genannt solche Dichtung, die einen tiefen Grund in der Seele hat. Von Cäsar (des mythischen Romulus gedenk' ich absichtlich nicht) erzählt die Geschichte: sein Tod sei durch ahnungsvolle Träume der Calpurnia vorhergesagt, und von der ganzen Natur in Erdbeben, Verfinsterungen, Öffnungen der Gräber und mehr dergl. mitgefeiert: dann schwang er sich zu den Göttern empor; nachher erschien er dem Brutus kurz vor der Schlacht bei Philippi (grade wie Christus nicht viel Jahre später dem Paulus; doch von Christus sei hier die Rede

nicht). Gewiß fabelte Brutus die Erscheinung nicht; er war zu schlicht dazu Wollen wir nun nicht annehmen, Gott habe die Ordnung in der Natur unterbrochen, und ein eigentliches Wunder geschehn lassen (beiläufig gesagt, ein ganz anderes Wunder, als „wenn ein Schmetterling aus der Raupe entsteht"), so konnte ihm Cäsar entweder persönlich erscheinen, und in dem Falle wäre sein Tod nur ein Scheintod gewesen, oder, was ich glaube, diese Erscheinung war ein Phantasiebild in der Seele des Brutus. Mit gleicher Unbefangenheit darf ein türkischer Reimarus die Wunder im Leben des Mahomed historisch beleuchten, und Mahomeds Lehre wird darunter nichts leiden. Was ewig ist und von Gott kommt, ist unverwüstlich; nur was türkische Apostel und Schriftsteller, nicht aus Täuschungssucht, sondern aus kindlicher Beschränktheit, hinzugefügt, kann zerstört werden, und wird selbst dann noch, wenn es sinnbildlich auf etwas wahres hindeutete, wie z. B. die Sage von Platons oder Mahomeds Geburt, ehrwürdig bleiben. —

Von der Auferstehung Christi, bei der Du mich gerne festhalten willst, nur so viel: Weißt Du eine Widerlegung der Einwürfe gegen sie, die Widersprüche der Evangelisten betreffend, o wie will ich

Dir für die Mittheilung danken! Aber, mein herrlicher **, sie muß bündiger, gründlicher, historischer sein als die von Gilbert West, die ich sehr genau kenne, und wahrhafter als die Stolbergische, die mich so sehr als Lüge anspricht, daß ich noch viel lieber die Widersprüche übersehn will, als dieser Vertheidigung folgen.

Du scheinst durch Anziehung vieler Bibelstellen anzudeuten, daß mir Unbekanntschaft mit ihnen hie und da die Ansicht verdunkele. Glaube mir auf mein Wort, mir war keine der Stellen unbekannt, ja ich könnte Dir noch viele hinzufügen, die Du gegen mich gebrauchen könntest, wie ich eben so viele gegen Dich. Aber das wünsch' ich eben: Du betrachtetest all diese Stellen einmal von dem Standpunkte, wo der historische Forscher steht, mit Zuziehung aller historischen, antiquarischen, Sprachuntersuchungen u. s. w. Alles z. B. was der Buchstabe vom Teufel, von Engeln, von dämonischen Wesen redet, würde Dir dann ganz anders erscheinen; und Du hättest ja nachher immer die Freiheit zu Deiner ersten Ansicht zurückzukehren. Ohnehin unterschreibst Du, wie nicht Stolberg, den Spruch: Falsitas tolerari non debet sub velamine pietatis; vielleicht nicht den eines alten Kirchenvaters: Melius est, ut scandalum oria-

tur, quam veritas relinquatur, woran Semler hing. — Laß mich, um in ernster Sache nicht gar zu ernst zu schließen, noch einen Ausspruch meiner guten Großmutter hinzufügen, als ich ihr in meinem 13ten Jahre das persönliche Dasein (nicht die Idee) des Teufels wegdisputirte. — „Ja, mein Jung" (sagte sie nach langem Nachdenken) „he is doch da; „he wiset sik aber nich mehr, wil de Lüd' em sind to „klok worden; wenn se mal wedder dumm sind, da „is he uk wedder da." — Wahrlich ein schönes Wort, in der Unschuld hingesprochen. Ich aber sage mit Percy Hotspur: „Thu Recht und höhne den Teufel."

Dein treuer

Heinrich Voß.

An Walter Scott.

Heidelberg, im März 1822.

Sie zürnen gewiß nicht, theurer Mann, wenn aus weiter Ferne ein persönlich Unbekannter Ihre Muße mit der Stimme des Danks unterbricht. Er thut was er nicht lassen kann, und was ihm den rechten Muth dazu giebt, er thut es im Namen einer Familie, deren Haupt als Sänger der Luise, als Übersetzer des Homer, des Aristophanes, Vir-

gil und seit einigen Jahren auch des Shakspeare, Ihnen nicht unbekannt geblieben ist. Der Name Scott ist in unserm Hause ein gar theurer Name, das sollten Sie fühlen, wenn Sie meine herrliche Mutter könnten reden hören, die, in ihrem 20sten Jahre Luise, jetzt in ihrem 66sten als alte verständige Hausfrau noch die volle Herzensinnigkeit der Jugend in sich bewahrt. Ihr lese ich jeden Abend, wenn ich meine akademischen Vorlesungen geschlossen habe, aus Ihren Werken vor, und jede Vorlesung enden wir -- nicht mit: „welch eine köstliche Dichtung!" — sondern mit: „welch ein köstlicher Mensch!" — Bewunderung zolle ich Ihrem großen Landsmann Byron; bei Ihnen ist Bewunderung Nebensache; Ihnen gebührt ein besserer Zoll, der Zoll der Liebe. Meines Vaters Wahlspruch ist: nur der gute Mensch kann wahrer Dichter sein; daß es auch der Ihrige sei, lehrt jedes Ihrer Werke.

Was denken Sie wol von uns Deutschen, wenn Sie die vielfachen, theils guten, theils schlechten Übersetzungen Ihrer Werke mit den Urtheilen unsrer Recensenten zusammenhalten? Aus jenen sehen Sie, daß Sie stark gelesen, aus diesen, daß Sie seltsam beurtheilt werden. Man fängt gar an, Sie unserm Erzphantasten Hoffmann an die Seite zu stellen, da

doch der Unterschied zwischen beiden kein geringerer ist, als daß man nach Lesung eines Hoffmannschen Stückes sehnlich wünscht, die Fratzen wieder aus dem Kopf zu bekommen, eine Scottische Dichtung dagegen wie ein schönes Gemälde stets vor Augen haben will. Leider sitzen in unsern Literatur-Zeitungen meist Knaben zu Gericht, die keine Kraft haben zu verstehn, wol aber die Wuth über das Unverstandene frech abzusprechen. Der einzige Wilibald Alexis (in den Wiener Jahrbüchern) hat erträglich über Sie geurtheilt, und wenigstens auf die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit Ihrer scharf gezeichneten Charaktere aufmerksam gemacht. Noch mehr hätte er hindeuten sollen auf das geistige Leben dieser Personen, auf die örtliche Wahrheit in Schilderung schottischer Natur und schottischer Vorzeit, und wie kunstreich Sie das alles zu einem harmonischen Ganzen verketten. Das regt sich und bewegt sich wie das Leben selbst, und nicht bloß mit einer Elisabeth, einer Marie und andern wirklichen Wesen glaubt man persönlich verkehrt zu haben, sondern auch mit den Geschöpfen Ihrer Phantasie, die vielleicht einmal gegen Sie vor Gott auftreten, weil sie ihnen kein physisches Leben haben verleihen können. Und nirgend erscheint des Dichters Persönlichkeit, außer verschleiert

im Hintergrunde, streng wachend, daß der Wille der Gottheit erfüllt, und die ewigen Gesetze der Religion, der Wahrheit, der Gerechtigkeit nicht verletzt werden.

Ich will Ihnen dergleichen nicht vorerzählen; was Sie sind und was Sie thun, weiß keiner besser als Sie selbst; aber für eins will ich Ihnen noch recht herzlich danken im Namen Unzähliger, die nicht Recensenten, aber die ächten Leser Ihrer Schriften sind. Deutschland krankt an der katholischen Proselytenmacherei; Junker und Papist im Bunde wollen die Barbarei des Mittelalters zurückführen, um frei und ungestört herrschen zu können; Thaumaturgen wirken auf die bethörte Volksmenge; die Kunst des Dummmachens wird geübt. Aber Gottlob! die Stimme der Vernunft ist noch nicht verhallt, und wer ankämpft gegen diese Finsterlinge, mittelbar oder unmittelbar, Inländer oder Ausländer, dem weihen die Besseren unter uns ihre innigste Verehrung. Solch ein Kämpfer sind Sie, Theurer, Sie dringen überall auf Geistes- und Glaubensfreiheit. Sie scheiden den edlen Katholiken, der unser Bruder ist, vom zwanggläubigen Papisten, der unsern Geist umspinnen und aussaugen will; Sie schildern die Papisten als eine vom Urchristenthum feindselig ausgeschiedene Neben-

secte, und das Mittelalter schildern Sie wahr und treu, hie und da durch altväterliche Biederkeit anziehend, aber im Ganzen durch Rohheit abschreckend. — Sie kämpfen mit den Waffen der Liebe. Mit den Waffen des Zorns hat es mein Vater gethan, und der ächte Zorn ist auch Liebe.

Ein Gerücht sagt, Sie werden nach der Schweiz und nach Italien reisen. Ist das wahr, dann, theurer Mann, reisen Sie über Heidelberg. Sie werden eine Liebe finden, eine Verehrung ohne Gleichen, und nicht bloß in unserm Hause. Sprechen Sie nicht deutsch, wie wir nicht englisch, so versteht doch jeder des anderen Sprache, und das wird genügen. Auf unsre Schloßruine, an unsern schönen Neckar will ich Sie führen, und Himmel! wie dann mit Fragen über Shakspeare bestürmen.

Wann werden uns die Engländer eine ächt kritische Ausgabe des Shakspeare liefern, und einen recht gesunden und dabei heitern Kommentar? Was Malone's, Reed's und anderer Männer höchst schätzbare Ausgaben als Beigabe darbieten, ist so voll Hader und Gezänk, daß man dabei nicht froh werden kann. Die Ehrfurcht aller Nachfolger für Johnson, dessen Worte wie Gold bewahrt werden, ist mir noch empfindlicher als die Eifersucht zwischen

Steevens und Malone, die Shakspeare so oft entgelten muß. Denn keiner hat mehr gegen Shakspeare gefrevelt als dieser Schreier, der über alles herfällt, was seinem kleinlichen Geschmack nicht zusagen will, und der aus Frommheit oder vielmehr Überfrommheit dem großen Dichter allen Sinn für Tugend und Religion abspricht. Text und Kommentar würden am besten bei Ihnen gedeihn, der Sie den „Genius der Britteninsel" so prächtig in Ihrem Kenilworth aufführen. Auch ist wol keiner in der Welt (Nathan Drake nicht ausgenommen), der wie Sie bewandert ist in den Sitten und der Sprache zur Zeit der Elisabeth. Mit jedem Ihrer Romane schwanden mir Dunkelheiten im Shakspeare, und da liegt der Wunsch nahe: Könnt' ich, der ich für meine Landsleute Anmerkungen schreiben muß, an Ihrer Seite aus dem unerschöpflichen Born Ihres Wissens schöpfen! —

Ihr ältester Sohn, heißt es, ist in Deutschland, um deutsch zu lernen. Kommt er nach Heidelberg, so komme er zu uns, und — o gebe das der Himmel! — als Vorläufer seines uns so theuren Vaters. Und hiemit lebe wohl, Du edler Mann,

my noble Scot,
By heav'n, I cannot flatter, I defy
The tongues of soothers; but a braver place
In my heart's love hath no man than yourself.
(aus Shakspeare's Heinrich IV)

Göthe an Heinrich Voß.

Weimar, 17. März 1807.

Noch habe ich Ihnen, mein bester Voß, für Ihren letzten gehaltreichen Brief nicht gedankt, als Sie mich schon wieder mit einer neuen Sendung erfreuen. Fahren Sie doch ja fort mit Ihren Schilderungen Ihres Heidelbergischen Kreises, damit ich immermehr angereizt werde, wo nicht in Person, doch in meinen Progenituren einen Besuch abzustatten. August neigt sich schon sehr dorthin, um wieder wie vormals der Nachbar seines geliebten Lehrers zu sein.

Was die Anzeige Ihrer Vorlesungen betrifft, so erregt die Fülle wirklich Verwunderung. Gott gebe den Sämännern Glück und der Saat Gedeihen. Schade daß man eine solche Darstellung nicht im Kreise kann abdrucken lassen: denn jetzt, wenn man sich vorstellt, daß das zu lehrende von vorn bis hinten, von oben bis unten, aufgestellt sein sollte, so macht der Anblick uns gewissermaßen verwirrt. Indessen kommt es ja auf einen Jeden an, wo er seine Mitte hinsetzen will, und Sie werden uns wohl verzeihen, daß wir diese Anzeige lieber von hinten hervorgelesen haben. Sehen Sie selbst einmal auf der

andern Seite, wie hübsch sich das hinterst zuvörderst ausnimmt. — Empfehlen Sie mich Ihren lieben Eltern und allen Wohlwollenden.

Göthe.

1) Körperliche Übungen.
2) Naturkunde.
3) Mathematische Wissenschaften.
4) Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften.
5) Philosophische Wissenschaften.
6) Bildende Künste.
7) Schöne Literatur und deutscher Stil.
8) Philologischer und humanistischer Unterricht.
9) Staatswirthschaft.
10) Arzneigelahrtheit.
11) Rechtsgelahrtheit.
12) Gottesgelahrtheit.
13) Allgemeine Encyclopädie und Literaturgeschichte.

Wenn Sie das Schema auf diese Weise betrachten, so stellt es sich sehr merkwürdig dar; vorzüglich auch, daß der deutsche Stil immer in der Mitte bleibt, und die Philologie sich als Achse, worum sich das Ganze dreht, noch immer darstellen muß Jeder Freund eines mystischen Schematismus wird noch viel mehr zu finden aufgeregt werden. Leben Sie wohl und gedenken Sie unser.

G.

Briefe

von

Heinrich Voss

an

Christian von Truchsess.

Herausgegeben

von

Abraham Voss.

Heidelberg,
bei C. F. Winter, Universitätsbuchhändler.
1834.

„Wenige Menschen machen auf mich Eindruck; wer mich aber anzieht, der zieht auch mit der Kraft des Magnetes, und ich folge ihm als treues Eisen mein Leben hindurch."

Heinrich Voß.

Vorwort.

Die Bekanntschaft des Herrn von Truchseß machte Heinrich Voß in Stuttgart, wo er zur Stärkung seiner Gesundheit schon früher einigemal gewesen war, und im Kreise eines Haug, Wangenheim, Dannecker, Hartmann, Reinbeck glückliche Tage gelebt hatte. Wie mächtig der edele Ritter vom ersten Augenblick auf ihn wirkte, mag folgender Brief an seine mütterliche Freundin, die Kirchenräthin Griesbach in Jena, dem Leser zeigen.

Heidelberg, November 1810.

„Endlich ist es einmal Zeit, meine beste Mutter, daß ich Ihnen von mir Bericht abstatte. Sie werden wohl wissen, daß ich mehrere Monate beständig gekränkelt habe: die Gicht hatte mir wieder wacker zugesetzt, und ich war vor meiner Reise

nach Schwaben ein erbarmenswürdiger Anblick. Jetzt bin ich auf dem Wege gesunder zu werden.

Bei meinen geliebten Freunden fand ich alles unverändert. Dieselbe herzliche Gesinnung beim neuen Empfange, als womit sie mich voriges Jahr entlassen hatten. Und welche Wonne harrte meiner! Ich fand einen der köstlichsten Menschen, die auf Erden leben, den Ritter Truchseß von der Bettenburg (unfern Schweinfurt). *) Ich hatte das Glück, zehn volle Tage in seiner Gesellschaft zu leben. Und was wirkt mehr auf das physische Wohlbefinden, als die Nähe eines solchen Mannes! Diese zehn Tage über hatte meine Krankheit gar keine Zeit aufzukommen. — Schon viele Jahre kannte ich diesen Mann dem Rufe nach, fühlte oft Sehnsucht, ihm nahe zu treten. Diese Sehnsucht wurde unendlich gesteigert durch alles, was mein Freund Keßler mir von ihm erzählte. Jetzt stand ich vor ihm und sah, daß man mir viel zu

*) Eine anziehende Schilderung der reizenden Burg und des ehrwürdigen Burgherrn findet der Leser in Keßlers Briefen auf einer Reise durch Süddeutschland u. s. w. Leipzig 1810. S. 27—31.

wenig berichtet hatte. Denn diese göttliche Erscheinung übertraf alles, was ich von dem Manne gehört hatte. Auch hier habe ich von neuem erfahren, daß Liebe ohne Gegenliebe nicht denkbar ist. Auch mir ist der Mann gut geworden, wie mir täglich und stündlich sein Händedruck, seine Umarmungen sagten, und die zärtliche Sorge, die er über meinen körperlichen Zustand äußerte. — Dieser Truchseß ist ein wahrer Riese und Athlet seinem Körper nach, und eben so ragt sein Gemüth über seine Nebenmenschen hervor. Man spricht so oft, daß die alte deutsche Biederkeit verloren gegangen sei —, aber in diesem Manne hat sie sich erhalten; er ist, wie ich mir die hochherzigen, edlen Ritter vor dreihundert Jahren denke — er ist ein wahrer Nachhall aus jener Zeit der Treue und altdeutschen Herzlichkeit —, daß einem wehmüthig wird, wenn man die jetzige Zeit mit ihm im Kontraste denkt. Und so, wie er ganz der alten bessern Zeit angehört, so ist er auch ganz in der neuen einheimisch. Kein bedeutendes Werk existirt in der Literatur, das er nicht gründlich studirt hat, keine Freude des

Momentes ist, die nicht sein ganzes Herz fesselt. Glücklich sein und glücklich machen, das scheint der Wahlspruch seines Lebens zu sein, und seine Freunde zu erfreuen — wenn er das vermag, da ist ihm auch keine Aufopferung zu groß. — „Außen Erz und innen Herz“, so begrüßte ich ihn, als ich am letzten Abend unsers Zusammenseins seine Gesundheit trank —, und als er mich darauf mit den Worten: „Du braver Kerl“ an sein Herz drückte — glauben Sie es mir, meine beste Mutter, in dem Augenblicke habe ich auch ein wenig auf meine Person gehalten.“

Briefe
von
Heinrich Voß an Christian von Truchseß.

Stuttgart, 12. Oktober 1810.

Schon fünf Tage bist Du fort, Geliebter, und seitdem umschwebt mich Deine Gestalt in allen Stunden. Ich bin am frohsten, wenn ich an Dich denken, wenn ich von Dir reden kann, wenn ich mit unsern Freunden auf Dein Wohlsein anstoßen darf. Es ist auf Erden nichts dauerndes als die Freundschaft, das Andenken an unsre Geliebten, das Leben mit ihnen, wenn auch Zeit und Raum uns trennen. Oft habe ich gedacht, das Schicksal sei hart und ehern, wenn es unsre Freunde wie im Sturm von uns schleudert nach dem kurzen Morgentraum des Zusammenlebens und des geistigen Verkehrs. Aber es mag doch eine weise Einrichtung der Natur sein. Wir würden alle zu Egoisten werden, wenn alles

Liebe um uns versammelt wäre, wir würden nur unsern Platz lieben, und die ganze übrige Welt für nichts achten. Aber auch in die Ferne soll die Liebe dringen, auch übers Grab hinaus, damit uns Ferne und Grab theuer werden.

Ich sehne mich nach der Zeit, wo ich Dich, den edelen, biederherzigen Ritter, in Deiner Bettenburg umarmen soll. Ich will, ich muß Dich wiedersehen; ich kann nicht anders. Dann lassen wir unsre Stuttgarter leben, und ich lasse meinem Herzen freien Lauf, daß ich an Dir solchen Freund gewonnen.

Von meiner Gesundheit will ich Dir schreiben, wenn ich Gutes zu melden habe. Ich bin — was das Arbeiten betrifft — zu allem Guten träge, wie ein Claudius'scher Esquimaux; aber was die Esquimaux wol nicht sind, ich bin heiter und fröhlich. Gestern Mittag hatten wir ein rechtes Fest bei Reinbeck, an seinem Geburtstage. Da war ich so heiter, daß ich mir einen Feind wünschte, um die Wonne zu haben, von ganzer Seele mich mit ihm auszusöhnen. Übrigens steht es gar nicht arg mit mir. Ich hoffe noch ein Greis zu werden. Aber das sei bei Gott geschworen, sollte ich morgen früh mich dem garstigen Knochenmann in die Arme werfen, noch heute Abend wollte ich den Becher der Freude austrinken.

Ostern bringe ich Dir den Correggio von Öhlenschläger, ein geistreiches Werk des geistreichen Dänen. Vielleicht berede ich O., und komme zugleich mit ihm in der Bettenburg an. Dann setzest Du uns Deinen besten Wein vor, und wir zechen, als wenn die beste Welt unser wäre.

Heidelberg, am Neujahrsabend 1810.

Wie froh hat mich Dein Brief gemacht, herrlicher Alter! Ich kann Dir nicht beschreiben, wie während des Lesens Freude und Wehmuth in mir wechselten. Als ich zu Ende gelesen, stand mein Auge in Thränen. Ich überdachte so recht in seliger Stille die verlebten Tage in Stuttgart, und fühlte mein Glück, das mich Dir, Du Einziger, entgegengeführt hat. Dann und wann zu schreiben, hatte ich mir vorgenommen; jetzt, da Du Briefe sogar foderst, wohl mir, daß ich nun desto öfter schreiben darf.

Und der erste sei noch vom alten Jahre! Es war doch ein gutes Jahr, und ich nehme von ihm Abschied wie von einem Freunde, der nie wiederkehrt.

Du bist krank gewesen, Theurer? O warum war ich nicht bei Dir, um Dich zu pflegen, bei Dir zu wachen, Dir vorzulesen! Daß ich dies aus dem Grunde verstehe, wußte Schiller, der mich so gern

in den schlaflosen Nächten seiner Todeskrankheit bei sich hatte. Gottlob, Du bist wieder hergestellt.

Wie soll ich es Dir danken, daß Du meine Eltern so lieb hast! Doch dafür soll ja nicht gedankt werden. Es ist ein unauslöschlicher Glaube in mir, daß Liebe ohne Gegenliebe nicht denkbar, ein Unding ist. Liebe ist die Wechselwirkung zweier gleichgestimmter Gemüther; sie ist von dem Augenblicke an, wo sie aufkeimt, ewig. Und wie tröstlich ist dieser Glaube! Er verbürgt mir die Unsterblichkeit meines besseren Selbst. Noch in diesem Momente liebe ich Schiller und meinen Onkel Boie, wie da sie unter uns wandelten. Bliebe diese Liebe vom Reiche der Geister her unerwiedert, oder gäbe es gar kein Reich der Geister nach unserm irdischen Treiben; so müßte auch ich aufhören zu lieben, und ich fühle, das kann ich nicht. Wo sie auch sein mögen die geliebten Vorangegangenen, in meinem eignen Herzen finde ich die Überzeugung, daß nicht ewige Trennung, und noch weniger Vernichtung uns bevorsteht. Die Liebe ist das Band im Universum. Durch Liebe schauen Freunde auf einander über die weite Kluft des Todes; die Liebe knüpft Nationen, die längst dahin sind, an gegenwärtige; und es ist gewiß mehr als poetischer Glaube, wenn ich meine, Homer müsse

noch einmal mit meinem Vater, Shakspeare mit Göthe, Schiller, Öhlenschläger vereint werden.

Und damit Gruß und Kuß zum neuen Jahre!

Heidelberg, 20. März 1811.

Endlich kann ich die Zeit bestimmen, wo ich Dich wiedersehen soll, Du Herrlicher! Den 25. März reise ich von hier nach Würzburg. Ob es von da nach Schweinfurt, oder erst nach Meiningen gehn soll, ist noch unentschieden. Ich habe eine große Sehnsucht, Ernst Wagner *) kennen zu lernen, zumal da ich weiß, ich werde ihm willkommen sein. Sind wir doch in Einem Stücke, in der Liebe zu unserm Truchseß, völlig eins, und so werden wir's ja auch in anderen sein. Wann ich unter diesen Umständen auf der Bettenburg anlange, weißt Du wol besser als ich.

Dank für Deine Warnung. Nein, ich will gewiß nicht zu viel arbeiten. Das will ich Dir mit Kuß und Handschlag versprechen. Ach! ich habe nur zu viel in meinem Leben unthätig sein müssen! Ganze Jahre sind mir schon durch Krankheit geraubt worden.

*) Verfasser des Wilibald, der Isidore und der reisenden Maler.

Deinen Brief kann ich heute nicht beantworten. Ich bin zu unruhig dazu. Lebe wohl, Du theurer Truchseß. In kurzer Zeit bin ich bei Dir.

Heidelberg, 4. Mai 1811.

Endlich in meiner kleinen Stube erwache ich aus meinem schönen Reisetraum, und fühle es erst so recht, wie glücklich ich gewesen bin, und noch bin in der Erinnerung all des Schönen, das ich genossen. Die Reise hat mir an Leib und Seele wohl gethan. Mir ist ja das Höchste zu Theil geworden, das ich mir denken kann, Umgang mit Menschen, zu denen ich mit Liebe und Ehrfurcht emporschaue. Du Herrlicher, denke ich an unser friedliches Zusammenleben auf Deiner friedlichen Burg, an unsre Gespräche, Vorlesungen, an unsre Spaziergänge, kleinen Reisen zu Verwandten, an Deine Erzählungen, an Deine aus der innersten Seele hervorgequollenen Worte in der Todtenkapelle, auf dem Grabe Deines geliebten Vaters, an der Säule der Geschwisterliebe — o Dein eignes Herz muß Dir's sagen, wie ich dann bald von Freude, bald von stiller wohlthätiger Wehmuth durchdrungen bin. Dann möchte ich zu Dir fliegen, Dir die Hand drücken, an Deinem Herzen Thränen weinen. Habe Dank

für Alles, für nichts aber so sehr, als für den Augenblick, wo Du mich und meinen Bruder *) in Deine Arme schlossest, und uns hießest Brüder bleiben unser Lebelang.

Als wir uns in Meiningen trennten, saßen wir eine Zeitlang still und nachdenkend im Wagen; dann überließen wir uns im herzlichen Gespräche der Freude über das Genossene, und unsre Herzen schlugen warm für den geliebten Bettenburger.

Wie ist mir die Zeit meiner Reise so schnell verschwunden — und doch, wie groß ist ihr Raum, wenn ich ihn überschaue. Die fünf Wochen scheinen sich zu so viel Monaten auszudehnen. Als ich im vorigen Sommer fünf Monate krank lag, war es fast umgekehrt, außer wenn einige Lichtstrahlen, wie in Stuttgart, die Finsterniß durchbrachen. Die Freude hat mich gesund gemacht, nicht der Ärzte Naphta und Phosphorus; drum will ich der Freude huldigen, bis mir der Genius des Todes naht und die Fackel löscht. Wie ist mir unser Wagner bei seiner Lahmheit ehrwürdig geworden. „Solche Kleinigkeiten,“ sagte er, „muß man nicht achten, wenn das Herz nur froh ist.“ So spricht auch mein

*) Die sich dort zusammengefunden hatten.

geliebter Bettenburger bei seiner Blindheit und Taubheit. So hoffe auch ich einst sagen zu können, wenn ich mich noch mehr in der Schule des Lebens gebildet habe.

Ernst Wagner ist ein herrlicher Mensch; sein großes, offenes, redliches Auge, sein biederes Wesen und die unwiderstehliche männliche Freundlichkeit in all seinen Mienen hätten mich angezogen, auch wenn ich noch nichts von ihm gewußt, mich nicht bereits sein Wilibald erwärmt hätte. So aber sah ich nur, wie ich zu ihm trat, was ich schon kannte.

In Weimar fand ich alles beim Alten. Bei meinen Collegen und ehemaligen Schülern, beim wackern Generalsuperintendenten Vogt stehe ich noch in gutem Andenken. Die Schiller wollte mich durchaus herbergen. Zum erstenmale sah ich meines geliebten Schillers Zimmer nach seinem Tode wieder, wo ich so oft fröhlich mit ihm war, wo wir den Othello gemeinschaftlich bearbeiteten, wo wir manches Glas Wein tranken, wo ich ihn zuletzt erkranken, hinscheiden und sterben sah. Heil dem Guten, Unvergeßlichen!

Zu Göthe ging ich mit sehr geringen Ansprüchen. Daß er mir noch gut war, wußte ich; daß er mir die alte Herzlichkeit sollte erhalten haben, durfte ich

kaum hoffen, wie sehr ich's auch wünschte. Ich war ja seit 4½ Jahren sein Hausfreund nicht mehr, und in solcher Zeit ändert sich manches. Er empfing mich nicht eben herzlich, aber mit einer Freundlichkeit, die von Herzen kam, und ich ging vergnügt von ihm. Denk Dir nun meine Freude, als ich am folgenden Mittage bei ihm ganz den alten, väterlich gesinnten, liebenden Freund wiederfand. Nachher sah ich ihn noch zweimal in unvergeßlichen Stunden.

Wieland ist recht alt geworden, ein liebenswürdiger, ruhiger Greis, der von seinem Elemente getragen wird, das er sich selbst gebildet hat, und wie Herodots Makrobier einst sanft hinüberschlummern wird.

Man hat mich zum akademischen Senator erwählt und mir die Professur der Eloquenz neben meiner jetzigen übertragen. Das erste habe ich dankbar angenommen, das zweite höflichst abgelehnt. Es ist meine Sache nicht, jährlich zwei Programme zu schreiben und der Fürsten Lob in lateinischen Floskeln zu ertönen. Es sei eine große Ehre, sagt mein College Th., die ich nicht ausschlagen müsse. Allein ich denke, ich werde auch ohne diese Ehre noch ziemlich ehrenvoll durch die Welt kommen.

O Du Theurer, ich habe Dich noch einmal so

lieb, seit ich Dich in Deiner Umgebung, in Deinem Elemente gesehen, und diese Liebe ist mir wohlthätig; sie spornt mich und macht mir das Gute und Schöne klarer und anschaulicher. Gewiß Du bist mir auch etwas gut. Deine freundlichen Blicke redeten Wahrheit, und wenn ich recht froh sein will, so vergegenwärtige ich sie mir. Ungerufen steht Dein Bild vor mir, und wo ich mich hinwende, da folgt es mir auf den leisesten Wink.

Der Frühling hat diesmal Riesenschritte vor mir gemacht, da ich von dem ziemlich luftigen Weimar mit Windeseile nach dem warmen Neckarthale kam. Es war mir, als säh' ich auf einem Taschenspielerteller Samenkörner in einigen Minuten keimen, blühen und Früchte tragen, denn in unserm Garten hangen die Bäume schon voll kleiner Früchte.

Ich umarme Dich von ganzer Seele.

Heidelberg, 19. Mai 1811.

Stelle ich Dich denn wirklich zu hoch, wie Du mehrmals geäußert hast? Ich verstehe das nicht; ich habe Dir nie eine Schmeichelei gesagt, zu keinem Menschen hab' ich's; ich habe nur gesprochen und geschrieben, wie mir's um's Herz war. Daß ich durch und durch warm bin, wenn ich an Dich denke,

ist wahr; daß, wenn ich an Dich schreibe, und lieber bei Dir säße und durch einen Händedruck mehr sagte, als ich's in Worten kann, mitunter so ein Händedruck in meine Worte übergeht, mag auch wahr sein — und dies, Du lieber Alter, nennst Du „zu hoch stellen". Sei mir weniger als Du bist, so will ich Dich tiefer stellen — oder besser, bleibe mir was Du bist, damit ich immer denken und fühlen kann, wie ich's thue.

Mein Vater sagte vorigen Herbst zur Sch.... (als eine geistreiche Schriftstellerin ihn besuchen wollte): „um Gottes Willen, schildern Sie mich wie einen Bären." Es kann dazu kommen, daß ich auch Dich einmal als einen Bären darstelle. Sieh! und dann kommst Du tief genug zu stehen.

Man will mir jetzt die Geschäfte des Professors der Beredsamkeit provisorisch aufladen. Ich habe auch dieses sehr höflich abgelehnt, und an den äsopischen Bauer erinnert, der das Pferd viel streichelte und bat, sich nur Einmal ins Joch spannen zu lassen. Als das gute Pferd darin war, mußte es darin bleiben, und sitzt vielleicht noch darin.

Von Graf Benzel ist so eben der Cid (nach Pierre Corneille) erschienen. Die Arbeit ist brav, aber — Gott mag wissen, woher es kommt — mir

will die französische Comödie nicht ein. Die Leute erzählen so viel von ihren Gefühlen, und das macht mich mißtrauisch. Wer fühlt und ist zu gleicher Zeit Selbstbeobachter und Darsteller seines Innern? —

Heidelberg, 22. September 1811.

Es freut mich, daß Du Dich an Correggio gelabt hast. Wenn ich dies Stück für Öhlenschlägers genialstes und anziehendstes erkläre, so ist das gewiß nicht ein bloß aufwallendes Gefühl. Das ist ja ein Zeichen des Genius, wenn aus Nichts Etwas, und aus kleinem Stoffe ein Großes geschaffen wird. Wenn man von Correggio historisch weiß, er habe sich an einem Sack Geld zu Tode getragen, so wird es manchem eine Thorheit dünken, dies zu einer Tragödie erheben zu wollen —, und wie herrlich hat O. den Sack angebracht, der ihm unter den Händen zu einem schönen Symbole der Lebensmühseligkeiten wird. Wie trefflich ist alles motivirt, von den bedeutenden 80 Scudi an bis auf den Punkt, wo ihm zu Spott und Hohn der Teufel Batista den Sack aufhalset! Wie schön paßt zu allem die Krankheit des Antonio, die durch Gemüthsbewegungen aller Art wieder aufgeregt die traurig schöne Catastrophe von Antonio's Tode herbeiführt! Der kindlich-un-

schuldige Antonio, der liebenswürdige Giulio und der biederherzige Titan Michel, welch ein köstliches Bild gewähren die drei; — und verdient O. nicht geküßt zu werden, daß er immer den Menschen über den Künstler stellt, und so recht anschaulich die ewige, unerschütterlich feste Wahrheit darlegt, daß nur der gute Mensch auch der gute Künstler sein könne? — Wie hat er uns Antonio's Begeisterung für die Kunst gezeigt, indem er seinen Giovanni schilt, und gleich darauf ihm Männer an der Wand machen hilft — und den göttlichen Zug, wo er den hereintretenden Ottavio, ohne ihn zu grüßen, fragt: „wer hat die heilige Cäcilie gemalt!" und dann die wahrhaft göttliche Begeisterung, als er vor diesem Bilde zum Erstenmale so recht lebhaft fühlt, er sei auch ein Maler! — Ferner Antonio's Traum und Bekränzung. Und wie ist das alles vom Dichter benutzt, als Hindeutung auf das höhere ewige Leben des Künstlers! So auch der Vergißmeinnicht-Kranz, den Giovanni dem sterbenden Vater aufs Haupt setzt. Wie natürlich ist diese zwiefache Bekränzung eingeleitet, und ein wie hoher uns über uns selbst erhebender Sinn hineingelegt worden! Überhaupt ist das eine köstliche Seite bei O., daß er oft scheinbar

Einfaches, ja Unbedeutendes hinstellt und unbemerkt durch tiefe Bedeutung adelt.

Fouqué's Sigurd ist brav und gut; aber sind wir in der Beurtheilung auch gerecht? Scheiden wir hinlänglich den Stoff von dem Dichter? Öhlenschläger verschmäht einen — so zu sagen — brillanten Stoff, der Kraft seines Genius vertrauend. Würde Fouqué aus dem Stoffe des Correggio etwas so Ergreifendes gemacht haben? Ich zweifle.

Heidelberg, 12. März 1812.

Trauert um die Traurenden,
Nicht um den Entschlafenen,
Er ist in Ruhe,
Wir sind in Thränen.

Also ist er nicht mehr unter uns, der gute, kindliche, edle Ernst Wagner; ist zu der großen Heimath zurückgekehrt, wohin wir alle, der früher, der später, ihm nachfolgen werden! Truchseß, wie hat mich Dein Brief gerührt, und uns alle! Wir empfingen ihn bei Tische, und waren stumm vor Trauer und Wehmuth. Dann nahm mein Vater ein Glas, wir klingten an und sagten: „Dies unserm Wagner." „Wieder ein guter Mensch weniger in der Welt," fügte mein Vater hinzu. Und so hatten wir seine

Todtenfeier — ach! für ihn die Feier einer schöneren Wiedergeburt — gefeiert.

Du guter Ernst, dich sollen wir nicht wiedersehn, oder dein kleines, freundliches Stübchen ohne dich! Und wäre es noch das liebe freundliche Stübchen, wo uns vor einem Jahre so wohl ward durch dein beseligendes Gespräch, durch deine heroische Heiterkeit und stille Ergebung! — Wohl dir, du hast ausgeduldet! —

Heidelberg, 27. April 1812.

Da bin ich wieder in Heidelberg, und die schönen Tage auf der Bettenburg liegen wie ein Traum in einer schönen Morgenstunde hinter mir; aber es ist ein Traum, der nach dem Erwachen noch erquickt. Welchen Dank bin ich Dir von neuem schuldig! denn ich bin gesund, an Seele und Leib gesund zurückgekehrt; selbst der letzte Rest von Schwäche ist geschwunden.

Da kam ein Brief von Dir, der uns recht gelabt hat. Daß Du mich vermissen wirst, freut mich innig. Ich glaube es, wiewohl ich manchmal das Gefühl hatte, ich könnte Dir gar zu wenig sein. Aber Du bist so gut, und foderst nicht viel von einem, der mehr dem Schreibtische als der Welt angehört.

Ein kräftiger Mensch im Leben werde ich nie; mir ist von Gott die Sphäre angewiesen, auf dem Lehrstuhle zu wirken durch das, was ich habe, nicht durch das, was ich bin. Auch gut, denke ich; wenn ich aber Männern begegne von solcher Kraft und Vollendung, wie **, — um Dich selbst nicht zu nennen — so beuge ich mein Knie in Ehrfurcht. Doch solche Leute, wie ich, sind auch nothwendig, und Du willst nur, daß man in der angewiesenen Sphäre vollkommen zu werden strebe.

Ich sehe Dich nun immer in Gedanken, bald auf dem Sofa ruhen, und möchte dann so gern hin und Dir vorlesen. Bald spazierst Du vor meinen Augen in den Anlagen, und ich träume mich Dir zur Seite. Dann gehn wir auf den Huttenberg, und das Auge irrt von dort auf die große vom Rhöngebirg umkränzte Gegend. Wie freundlich muß der Sommer bei Dir sein, da es schon der Winter ist! Ich war immer herzlich froh, wenn uns ein Tag im Zimmer unter Lesen und Gespräch hinschlüpfte, mochte es draußen hageln und stürmen! Unvergeßlich bleiben mir die köstlichen Sigurdtage. Der Sigurd klingt mir noch immer in der Seele nach. Aber Werners Weihe der Kraft lese ich so bald nicht wieder. Sind denn Hyacinthen und Weinstock nicht für sich

genug, daß sie noch zu Symbolen für verschrobene Gefühle und Phantasieen dienen müssen? Wernern sollte zur Strafe dafür der Genuß des Weines auf immer untersagt werden. Dann ließe er Karfunkeln, Hyacinthen, Weinstöcke, Theobalden und Theresen wol auf immer fahren.

Heidelberg, 6. September 1812.

Fouqué's Undine habe ich nun auch gelesen, eine gar liebliche Dichtung. Gleich vom Anfange an ist alles so schön mährchenhaft gehalten, und wir sind heimisch in der Welt, wo Undinen und Kobolde, die Bewohner einer phantastischen Traumwelt, hingehören. Undine hat vor ihrer Beseelung ganz die Natur ihres Elements, ein liebliches Bächlein, bald still und das Sonnenlicht hehr zurückstrahlend, bald wild, aber anmuthig wild, und sogar ein wenig gutmüthig neckisch, wenn einmal ein Kiesel ihr in den Weg tritt. Ja manchmal scheint sie nicht blos allegorisch, sondern ganz eigentlich ein Bächlein, z. B. gleich bei ihrem ersten Auftreten, wo ein Guß durch die Fensterscheiben fliegt, und der Fischer zu seiner Frau sagt: „Du hast es mit Undinen und ich mit dem See." Der Moment der Beseelung ist erhaben schön, und nun das innige, treue, liebende

Wesen nach der Beseelung. Bei ihrem Wunsche, die alten Leute zu verlassen, ehe diese die Seele in ihr spürten, um ihnen einen Schmerz zu ersparen, traten mir die Thränen in die Augen. Gar rührend ist auch ihre Erzählung von Bertalda's Herkunft, und die Scene, bevor sie in der Donau als Wasser verrinnt, das hingehaltene Korallenband, und die letzten Worte, die noch aus den Wellen der Donau nachmurmeln. Und zu dieser innigen Seele ist schon von Anbeginn an die Anlage.

Laß Dir doch Shakspeare's Sturm vorlesen. Im fünften Akte bittet der Luftgeist Ariel seinen Meister: er möge sich der Unglücklichen erbarmen; und Prospero antwortet ihm: „Hast du, der du bloß Luft bist, schon eine Regung von Mitleid, wie viel mehr muß ich ein völliges Erbarmen haben, der ich ihres Gleichen bin.“ Sieh da, ganz unsre Undine; in ihrer Liebe zum Ritter, in ihrer Gutmüthigkeit, ja in ihrem anmuthigen Trotze, worauf jedesmal ein so gefälliges Schmeicheln folgt, kündigt sich ihre später eintretende Innigkeit an. Sie verdient, gleich wie Ariel, schon eine Seele zu haben, wo sie noch keine hat. — Gar geschickt hat der Dichter alles Zauberhafte von ihr entfernt, wenigstens von ihrer Person. Wenn sie den Elementen gebietet, den

Regen zurückzuhalten, bis sie die Hütte erreicht, so erscheint das wie ein muthwilliger Scherz, der zufällig eintrifft; das Weinfaß, welches sie schafft, ist wie durch Zufall herbeigetrieben; als sie mit ihrem Finger Runen auf den Stein schreibt, fügt der Dichter sehr artig hinzu: „sie mußte sehr was ätzendes am Finger gehabt haben.“ — Grade so macht es Shakspeare mit seinem Prospero, dessen Zauberei bloß in seinen Büchern, seinem Mantel und Stabe ruht. Und so muß es sein: was wir so recht lieben sollen, muß kein Zauberer, keine Nixe, sondern unsers Gleichen sein. Wunderbar schön sind die Spukereien im Walde, von denen man oft nicht weiß, ob es Gebilde der Phantasie oder wirkliche Wesen sind, und diese Unbestimmtheit finde ich so charakteristisch. Shakspeare sagt einmal:

Und in der Nacht, wenn uns ein Graun befällt,
Wie leicht, daß man den Busch für einen Bären hält.

In Nacht und Abenddunkel, an schaurige Plätze, in Wälder, auf Haiden gehören solche Wesen hin; selbst wenn sie der Volksglaube zu selbstständigen Wesen erhoben hat, müssen sie doch dort bleiben, wo sie die Phantasie zuerst ausgebar. Voltaire, der Shakspeare's Hamlet überbieten wollte, läßt in seiner Semiramis am hellen Mittage auf offenem Markte einen

Geist *) erscheinen, und nichts kann lächerlicher sein als dieser Mißgriff. Dagegen lobe ich mir Fouqué's Erdgeister, den halbbärenhaften Zwerg, der oben am Baum die Zweige abknuspert, um den Ritter zu braten, vor allen aber den unübertrefflich gezeichneten Kühleborn. Ein rauschender und weißschäumender Waldstrom kann wohl dem einsamen Wanderer wie ein Mann oder ein Kärnerwagen vorkommen; aber der erste gewiß nur als ein weißgekleideter, der andere muß weiße Schimmel vorhaben, eine weiße Tuchdecke, Wolle, Baumwolle, kurz etwas weißes als Ladung u. s. w.; er muß bergunter fahren; bergauf wäre hier so sehr gegen das Geisterkostüm, wie z. B. eine rothe Farbe. Untersuch doch einmal den Fouqué in diesen Kleinigkeiten, nie findest Du einen Verstoß, und das ist mir ein Beweis, wie ganz bis zur Wurzel er das Geisterreich ergriffen hat. — Und dann die schöne Vermischung des Wirklichen und Phantastischen. Daß Kühleborn, nach der Idee des Verfassers, den Reisenden als ein fleischlicher und leiblicher Ordensbruder erscheint, mit ihnen geht, und sich nachher in

*) Man vergleiche Lessings Bemerkungen über den Voltaire'schen Geist in der Dramaturgie. 1. Thl. No. XI u. XII.

einen Wasserfall verwandelt, davon bin ich überzeugt; aber alles ist vom Dichter so gehalten, daß man es zugleich als eine Täuschung der Phantasie nehmen kann, und da behagt mir das flatternde Gewand, das der Kühleborn alle Augenblicke aufraffen oder über den Arm schlagen muß, ohne daß es ihn im Gehen hindert. Ich meine, grade so müßte ein Mann aussehen, den sich bei Nacht und Nebel meine Phantasie aus einem Strom und Wasserfall schüfe. — Mehr aber als alles spricht mich das Herzliche und Innige an, das nicht blos den Personen im Buche, sondern auch dem Verfasser zu Gute kommt. Nur ein biederer, herzlicher, nicht auf die Mode, sondern auf die ewige Natursitte schauender Mann kann so schreiben. Glaube aber darum nicht, daß ich Fouqué's blinder Verehrer bin. Sein Todesbund behagt mir nicht, so wenig wie die vaterländischen Schauspiele und einige Gedichte, z. B. das Schlachtfeld. Im Todesbund ist viel Schönes, aber das Ganze fesselt nicht.

Der Vater hat nun 8 Stücke vom Aristofanes fertig. Das letzte schloß mit einem 38silbigen Worte, das ihn fast einen ganzen Tag gekostet hat, aber auch herrlich gelungen ist. Du würdest am Aristofanes viel Behagen finden, wenn er ihn Dir stellen-

weise vorläse. Kein Sterblicher außer ihm ist so reich und unerschöpflich an Witz und Laune gewesen, selbst Shakspeare nicht. Wenn ich dagegen einen W..... halte, der seine paar Witzblasen kümmerlich heraufpumpt und springen läßt, so fühle ich's so recht, wie ungleich der liebe Gott seine Gaben vertheilt hat. Aber merkwürdig ist es doch, daß hoher Geist immer mit Bescheidenheit gepaart ist; die winzigen Talentchen dagegen ziehen eine Glorie um sich und bedecken sich mit Vergrößerungsgläsern. Fouqué soll seine Undine für nichts halten; natürlich, er hat sie nicht gemacht, sondern sie ist in ihm entstanden. Wenn wir einen Solospieler die schwierigsten und verwickeltsten Sätze vortragen hören, so bewundern wir Laien ihn; er selbst thut nichts, als in seinem Elemente athmen.

Die juristische Facultät hat unserm Stadtdirector Pf. neulich das Doctordiplom geschenkt. Drauf gab er einen unabsehbaren Schmaus. Von 8 Uhr Abends bis tief in die Nacht saßen wir bei Tische, und tranken Johannisberger und Champagner, bis sich die Welt zu drehen anfing. Aber das muß auch mitunter kommen. Nach einem solchen Tage der geistigen Aufregung folgen dann wohl 50 des nüchternsten

Fleißes, bis ein neuer Blitz das trübe Einerlei durchzuckt.

Heidelberg, 13. December 1812.

Fouqué's Zauberring hat mich hingerissen; ich war wie geblendet von all den Wundern, die sich mir aufthaten, und jetzt, da ich einer ruhigen Betrachtung fähig geworden bin, muß ich erstaunen über den schön angelegten Plan und die organische Ordnung in dem scheinbar chaotischen Gewirre und Gewühle origineller Dichtungen. In dem Werke regt sich was von Cervantischem Geiste, und was noch schöner ist, von Cervantischer Gemüthlichkeit und Herzensgüte. Und welche Fülle an Erfindungen! Am behaglichsten aber wird mir zu Muthe, wenn er uns das nordische Wesen und Treiben malt und die stille Häuslichkeit in Ritter Hughs gastfreier Burg, oder bei der Frau Minnetrost. Nenne mir einen, der das Grauen und Entsetzen kräftiger darzustellen und mit solcher Lieblichkeit und Anmuth zu verbinden weiß, daß der anfängliche Schreck sich in ein sanftes Gefühl auflös't. Der Besuch beim Köhler und dessen taubblinder Mutter mit alle dem, was daraus hervorgeht, bis zu Heerdegens Bestattung ist in dieser Hinsicht ein Meisterstück.

Über Calderon muß ich meine Ansicht etwas umständlicher hersetzen, um den Verdacht abzuwenden, als sei ich Bewunderer aus Nachsprecherei oder gänger Modegewohnheit. Schon 4—5 Jahre vor der Erscheinung von Schlegels Vorlesungen, als ich noch in Weimar stand, und mit Herrn von Jariges gemeinschaftlich Schlegels Calderon Th. 1. recensirte, sagte ich Folgendes:

„In den Dramen ist es ihren (der Spanier) Dichtern nicht sowohl um ausgeführte Charakterzeichnung und regelmäßig und umständlich motivirte Handlungen zu thun, so daß sie vorzüglich den Verstand in Anspruch nähmen — sie geben vielmehr nur allgemeine freie Umrisse, die sie durch charakteristische Farben beleben, ohne sie bis auf physiognomische Bestimmtheit auszumalen, und die Handlungen erscheinen mehr als unmittelbare Wirkungen des Innern, denn als Resultate der Überlegung. Wenn Shakspeare, gleich einem Philosophen, unbekümmert was sich ergebe, in die letzten Tiefen der menschlichen Natur kühn hinabsteigt, und mit der Treue eines von keinem Wunsche bestochenen Ergründers das ans Licht heraufschafft, was sein Seherblick entdeckte; wenn er das Leben nach allen Richtungen, in allen Farben zeigt, und in einer stetigen Reihe der

Entwickelung es vom Quellpunkte an bis zu seiner Erlöschung, fast wie ein genauer Zergliederer, vor die Augen führt — so erscheinen dagegen Calderons Schöpfungen wie hinter einem feinen durchsichtigen Schleier, wie in einem magischen Spiegel; irgend ein Zauberschein umschwebt sie, sei es ein verborgener allegorischer Sinn, eine mystische Bedeutsamkeit, oder das Phantastische einer abentheuerlichen Stimmung; selbst in den rein historischen Dramen, bei einer bestimmten Charakteristik liegt etwas verborgen, das die Einbildung mehr ahnet, als schauet, mehr dunkel fühlt, als sieht. Calderon sucht nicht sowohl die Bedeutung des menschlichen Lebens und Treibens durch Darlegung und Enthüllung des Innern zu entziffern, vielmehr stellt er die Erscheinungen desselben unmittelbar, und zwar in den auffallendsten und wirksamsten Situationen und schnell vorübergehend dar, so daß wir uns mehr vielseitig angeregt als eigentlich erschüttert, mehr ergötzt als mit Gewalt fortgerissen fühlen. Kurz, Shakspeare führt uns mit der Kühnheit des nordischen Verstandes in die Tiefen des ihm verwandten Geisterreichs selbst hinein; Calderon, mit südlicher Wollust am Dufte der Blume und ihrem Schmelze hangend, läßt uns den in den Erscheinungen verborgenen Gift ahnden."

Diese Charakteristik, die ich noch jetzt für wahr, wiewohl lange nicht für erschöpfend halte, zeigt Dir gewiß, wie weit ich entfernt bin, diese Dichter zu parallelisiren. Nichts kann entgegengesetzter sein, als beide, und unstreitig gebührt Shakspeare, als dem Mitschöpfer und Bruder der Natur und der Gottheit, der Vorzug. Aber soll ich darum seinem Geniusverwandten nicht auch zugethan sein? Dem Dichter, der nun schon zwei Jahrhunderte hindurch sein Vaterland beherrscht? Calderon ist einer der nationalsten Dichter, die ich kenne, und durch ihn schon in sein gesegnetes Vaterland zu blicken und dieses in der Verklärung seines Gemüthes zu schauen, ist eine Wonne. Die langen Reden, die gehäuften Gleichnisse, in vielen Stücken der Mangel an Charakteristik, dies und anderes paßt nicht für uns, weil wir keine Spanier sind; daher auch wol ein Stück wie die Brücke von Mantible auf unsern Bühnen ungenießbar sein würde. Drum aber ist es mir nicht weniger ergötzlich, zumal wenn ich Schilderungen der Nation von spanischen Reisebeschreibern gleichsam als Commentar daneben halte. Nichts kann widersinniger für uns sein, als im standhaften Prinzen gleich vorn die Rede der Phönix über den Wettstreit des Meers und des Blumengartens; lese ich aber von

Gärten in Spanien, die in der üppigsten Blumenpracht bis ans Meer reichen — und so gleichsam die Vermählung des Erhabenen und Lieblichen im Bilde feiern — so begreife ich des Spaniers Entzücken darüber, und sehe, daß der Dichter nichts wesenloses, phantastisches hinstellte, sondern die wirkliche Natur mit begeistertem Gemüth anschaute. Und welch ein liebliches Bild, wo das Meer, neidisch über die Pracht des Gartens, es ihm gleichzuthun strebt, und mit Hülfe des selbigen Zephyrs, der den Blumen Farbe und Schmelz geliehen, nun anfängt zu schäumen und aufzuschwellen, bis endlich beide in voller Herrlichkeit dastehen, und sich eins an den Wiederscheinen des andern labt. — Beseelung der leblosen Natur, die den wahren Dichter verräth! — Wahrhaft dramatisch aber für alle Bühnen aller Nationen, versteht sich mit gehöriger Ummodelung, Zusammenziehung und Verwischung des bloß Nationellen, dünkt mir der standhafte Prinz. Wo ist ein kräftigeres Bild der Standhaftigkeit gezeichnet, als dieser Fernando? Erst sein edelmüthiges Verfahren gegen den edlen (nur in niedrigerem Range edlen) Muley, dem er die Freiheit schenkt; dann sein herzliches Benehmen gegen die Christensclaven; endlich seine Beharrlichkeit in der Verweigerung Ceuta's.

Die Stadt gehörte Gotte zu und Christo — bedenk, was das dem Spanier heißt! — sie dem christlichen Glauben zu erhalten, das Eindringen mohrischer Abgötterei abzuwehren, das ist sein augenblicklicher, im innersten Herzen ruhender Entschluß, seine religiöse Freudigkeit. Er weiß, daß er sterben muß, daß tausendfache Martern seiner warten; nichts kümmert ihn, er stirbt für die Sache der Religion, tröstet leidend und verscheidend seine Mitsklaven, und lebt so auf Erden schon im Himmel. Wahrlich, wer solch ein Bild mit der Kraft darstellte, muß ein edler Mensch und Dichter gewesen sein! — Daß ich die Andacht zum Kreuze, wie überhaupt die geistlichen Stücke des Calderon nicht gern habe, bekenne ich gern. Ich bin kein spanischer Katholik, und mir scheint daher manches fratzenhaft — Gottlob! füge ich hinzu —, was dem Spanier höchst heilig ist. Aber auch diese Stücke bleiben mir immer merkwürdig, theilweis ergötzend und rührend, wie etwa die und jene Blume des Auslandes, die ich bewundere und mit Wohlgefallen sogar betrachte, ohne daß ich sie als tägliche Gesellschafterin im Zimmer haben möchte. — Fragt man nun aber, sollen wir diese Stücke nachahmen, sollen wir in Calderons Geist fortdichten, so sage ich Nein! wir sollen es nicht,

weil wir es nicht können. Wir müßten uns entdeutschen, und wozu? um spanische Fratzen zu werden. In der Seele fatal sind mir die Nachahmungen, der Lacrymas, der Alarcos, selbst Fouqué's dramatische Spiele. Aber ich meine auch, Calderon könnte auf unsre Dichter wirken, etwa wie ein befruchtender Blütenstaub, der die Phantasie anregte, ohne ihr eine fratzenhafte Richtung zu geben.

Heidelberg, 20. September 1813.

Vor kurzem habe ich die Corinna gelesen, aber nur schnell und mit Überschlagung manches artistischen Kapitels. Dieser Roman hat mich unbeschreiblich angezogen, und ich freue mich auf die zweite Durchlesung. Ich bewundere die Kenntniß des menschlichen Herzens und die vielseitige Lebensweisheit der Verfasserin, die Kühnheit der Erfindung und die Leichtigkeit, mit der alles durchgeführt ist. Frau von Stael muß selbst eine Art von Corinna sein, sollte sie auch nicht grade aus dem Stegreif improvisiren können, was sie die Corinna improvisiren läßt; aber die Bildung, die Beweglichkeit des Gemüths, die künstlerische und historische Gelehrsamkeit, die Geistesgegenwart, welche Corinna auszeichnen, sind gewiß ihr Eigenthum. Die Gesänge der

Corinna sind meisterhaft, besonders der erste von da an, wo sie sich an Oswald wendet, und der Schwanengesang. Vieles in dem Romane hätte besser in eine Reisebeschreibung gepaßt. Aber macht Frau v. St. den Gebrauch von ihren Reisen, so wünsche ich, daß sie uns auch schwedische, englische und deutsche Romane verschaffe.

Der Zauberring ist doch eine Kost, die ich nicht oft genießen mag. Das viele Anmuthige, Sittige, Lächelnde, Zierliche darin kömmt mir wie köstliche Wiener Torten, Baumkuchen und Mallaga vor. Fouqué hat eine gewisse Manier, die häufig der Hoheit seiner Erfindungen schadet, von der auch die Undine nicht ganz frei ist. Ein wesentlicher Anstoß für mich sind außerdem die Christereien und Weihwassergeschichten. Ottur z. B. ist mir zuwider von seiner Zelotesperiode an, und der herrliche Nureddin verliert für mich auch das Interesse, als er zum Christophorus wird u. s. w.

Solon hieß den ehrlos sein, der bei wichtigen Staatsangelegenheiten partheilos blieb. Bei uns wird die Partheilosigkeit manchmal eine Tugend genannt. Wohl, ich nenne sie auch so, wenn das Ausschließen einer vorgefaßten Meinung und dergleichen darunter verstanden wird. Aber die meisten

verstehn das weder Gott noch dem Teufel dienen darunter, und da behaupte ich, daß die Liebe des Guten nur mit dem Hasse des Schlechten bestehn kann, daß die Bewunderung Schillers eine Verachtung W.....s voraussetzt, und in diesem Sinne will ich, wo mir eine Stimme zusteht, immer partheiisch, nie partheilos sein.

Das neuste, so mir zu Gesicht gekommen ist, sind die Kinder- und Hausmährchen von den Gebrüdern Grimm aus Cassel. Die Sammlung enthält gegen 90 Erzählungen, wie sie noch jetzt unter dem Volke leben. Einige darunter sind ungemein schön, voll tiefes Sinnes, und einfach und gut erzählt. Die meisten aber sind wahrer Schund, oder wenn auch der Keim gesund, doch in der Form durchaus verwahrlost. Ich fodere auch hier das Ideal eines Erzählers, und findet sich der in der Wirklichkeit nicht, so muß der Schriftsteller seinen Platz vertreten. Mit solchen Sagen, wie überhaupt mit der sogenannten altdeutschen Poesie, wovon jenes die Brosame sind, wird heut zu Tage eine wahre Abgötterei getrieben, und je rostiger und zerfressener etwas erscheint, für je tiefsinniger gilt es. Als historische Denkmale für den, der die deutsche Poesie von ihrem ersten Ursprunge an genetisch überschauen will, mögen der-

gleichen Produkte gelten; nur wolle man sie uns nicht als das höchste der Poesie aufdringen und für ein verlorenes Paradies verkaufen, zu dem wir trotz dem Engel mit dem feurigen Schwerte wieder zurückkehren sollen. Man tadelt mit Recht den Schwulst der Lohensteinschen Periode; aber die affektirte Kindlichkeit und Einfachheit, die uns jetzt überzieht, ist eben so verdammlich.

Neulich besuchte uns der Däne Bröndstedt, der sieben Jahre lang in Paris, Rom und Griechenland zugebracht hat. Fast keine Provinz des alten Hellas ist von ihm unbesucht geblieben, so auch vom trojanischen Gebiete. Für Göthe hat er einen schönen Spazierstock mitgebracht aus dem Palmbaum auf der Athenischen Akropolis. Damit wird der alte Papa recht einherstolziren, wenn er auf der Straße geht.

Heidelberg, 24. Oktober 1813.

Die Künstler in Rom sind mit dem Correggio höchst unzufrieden. Öhlenschlägers Darstellung des von ihnen hochgefeierten Mannes paßt nicht zu ihrem historischen Bilde; so auch nicht sein Michel Angelo und Julio Romano. Ferner sollen die Urtheile über Gemälde höchst mangelhaft und vom artistischen Gesichtspunkte aus auch falsch sein. Ich begreife sehr

wohl, und glaube, O. hätte besser gethan, wenn er den Personen im Stücke andere Namen gegeben hätte oder tiefer in ihre Naturen eingedrungen wäre, um ein Werk zu liefern, das neben dem unendlich vielen menschlich Schönen auch den Werth historischer Genauigkeit und Wahrheit hätte wie Shakspeare's Julius Cäsar, und überhaupt seine historischen Stücke, die einen Geschichtsforscher sogar leiten können. Den Shakspeare sollte er unablässig studiren, nicht um ihn nachzuahmen, sondern um durch ihn groß wie er zu werden, und dann mit gleicher Freiheit die Ideale der Natur nachbilden. Aber ich fürchte, er wird in Kopenhagen stille stehn, oder gar durch den rauschenden Beifall vom Zeitgeiste befangener Zuschauer geleitet, ins Abentheuerliche und Fantastische hineingerathen. Schon im Aladin sind davon Spuren, noch mehr in dem für mich ganz ungenießbaren Gedichte: Jesus in der Natur. — Übrigens kenne ich keinen Dichter, der von seiner Trefflichkeit so fest überzeugt wäre, wie Öhlenschläger. Sein Glaube, den er mir oft ausgesprochen: „das Genie könne nicht irren", steckt zu tief in ihm. Wäre er bei mir, so wollte ich ihm alles sagen. Dann gäb's eine Schelterei, die sich mit einem brüderlichen Kuß endigte. Aber übersendete ich ihm, was hier ge-

schrieben steht, so würde der Zorn sich in Groll verwandeln. Ich wollte, Du kenntest D., um einzusehen, wie man ihm so arge Dinge vorwerfen und ihn doch so von Herzen lieben kann.

Don Quixote bleibt mir der Roman aller Romane. Ich weiß noch die Wonne, mit der ich etwa in meinem zwölften Jahre in ihm Spanisch lernte. Da las ich alle Sonnabend Nachmittag darin. Aber dem Bertuch zürnte ich schon sehr frühe, daß er den poetischen Theil fast ganz verwischt und den launigen Partieen durch zu grelles Auftragen die Grazie benommen. Freilich hat Tieck im ersten Theile auch nicht ganz den Ton getroffen; aber er ist doch nachher hineingekommen. Welch ein edler Mensch ist Don Quixote bis auf seinen Sparren, und wie anmuthig mit diesem. Wunderschön finde ich's, daß der Pfarrer und Barbier nebst der Nichte und Haushälterin alles thun, um ihren Freund und Herrn zu Hause zu behalten — das fodert die Christenpflicht, — aber, daß es ihnen nicht gelingt. Die guten Leute glauben durch Verbrennung der Ritter-Bücher die Heilung bewirken zu können; aber Don Quixote sitzt in seinem Himmel; was kümmert's ihn, daß man ihm die Leiter wegzieht, die ihn hinaufgebracht? Die heimlichen Zurüstungen zu seinen Reisen setzen

mich immer in Angst, es möge entdeckt werden; aber ist er hinausgeschweift ins Freie, so schweife ich mit ihm durch Wies' und Feld, kehre mit ihm in allen Schenken ein, bis zur herrlichen Sierra Morena hin, wo sich ein wahrhaft romantisches Leben im guten Sinne des Worts aufthut. Dieser Theil geht mir über alles, die liebliche Dorothea, die ernst-jugendliche Lucinde, der unglücklich-glückliche Cardenio, der hochsinnige, nur eine Zeitlang durch Jugendglut verleitete Fernando; dann den prächtigen Abenteurer mit der schönen Maurin, den Wirth mit seiner Wirthin und Tochter nicht zu vergessen, sammt der reizenden Maritorne, die auch ihren romantischen Schuß weg hat, und trotz ihrem Puckel, ihren Plattfüßen, ihren Ambraaugen und anderen Herrlichkeiten von idealischen Trieben beseelt ist. Über alles aber geht mir der Ritter selbst, dem Cervantes, trotz seiner Narrheit, die ganze Fülle seines Geistes und Herzens verliehen hat.

Musäus ist mir gar lieb; ich las aber lange nichts von ihm. In den Grimm'schen Volksmährchen wird auch die Geschichte des Bären, Adlers und Wallfisches erzählt, ungefähr auf 6—8 Seiten. Die Anmerkung sagt, dies sei das Wahre, Musäus Bearbeitung sei breit und langweilig. O der Thoren!

Jene 6—8 Seiten kommen mir vor, wie ein Skelett neben einem Danneckerschen Schiller; aber jetzt sind die Worte einfach, kindlich, natürlich an der Tagesordnung; wir werden am Ende noch dahin kommen, daß wir in der Odyssee die Inhaltsanzeige vor jedem Gesange für die wahre Volkspoesie halten.

Was mir die lustigen Weiber von Shakspeare so unendlich werth macht, liegt subjectiv in meiner Natur begründet. Von meiner ersten Kindheit an hatt' ich Seelenfreude an holländischen Still-lebe-stücken im Leben und in Bildern. Nie hat mich Theilnahme an beschränkter Philisterei ergötzt, wohl aber die Beschauung derselben als ausgeschiedener Beobachter. Ich arbeitete als Knabe auf meinem Zimmer noch einmal so fröhlich, wenn ich meine Großmutter unten in einer Klönkompanei wußte. Der Anblick einer Fraubasengesellschaft beim Bohnenschneiden oder Birnenschälen hat noch jetzt etwas ergötzendes für mich; unter ihnen sein, ihre Gespräche anhören möcht' ich nicht. So erscheinen mir nun die Windsorphilister als ein unter sich so recht behagliches Völkchen, und eine Freude bemächtigt sich meiner bei den Schlußworten: „Wir wollen nach Hause gehn und diesen Spaß am Kamin belachen.“ — Wer diese entschiedene Vorliebe für das Behagliche der Be-

schränktheit nicht hat (wohl mir, daß sich daneben Begeisterung für Ideales in mir regt!), der kann die rechte Freude an dem Stücke nicht haben. Von meinem Gesichts- oder Gefühlpunkte aus liegt in den lustigen Weibern zugleich das Behagen des Philisterthums und die Ironie desselben. — Göthe lachte recht, als ich ihm einmal sagte: „Und betrachten Sie nur die Anne Page; sie ist ein munteres Ding von 18 Jahren, aber sie wird vor dem 30sten Jahre eine vollkommene Philistine sein". Dies Anrücken der Philisterei gewahrt man auch bei Fenton, obgleich noch ein Bischen vom Prinzen Heinrich und dessen unvergleichlichen Spießgesellen in ihm steckt. Und wahrhaftig die Elfen sind nicht minder Philister, und werden darum höchst schicklich von einer Frau Hurtig, Pistol und ähnlichen Organen dargestellt — was im Sturm oder im Sommernachtstraum doch ein wenig frevelhaft sein möchte.

Heidelberg, 20. December 1813.

Über des alten Claudius Botenwesen hast Du vollkommen Recht. Hätte er weniger auf die segnende Fülle des Himmels gerechnet und thätiger gearbeitet, so würde er der Güter von oben mehr empfangen und all seine schönen Anlagen völliger ausgebildet haben.

Aber statt recht rasch und rüstig zu Wege zu gehn, fand er's bequemer, wie auch zu Zeiten Jung-Stilling, sich auf Gottes besondere Vorsehung zu verlassen, und den Abgang an Regsamkeit durch Frömmigkeit zu ersetzen, die denn bald in Frömmelei ausartete. Nichts ist vielleicht für die Moralität so verderblich, als der Wahn, unter Gottes ausschließendem Schutze zu stehn, und vor anderen ein erkorener Liebling des Himmels zu sein. Diese Erkorenen sehn anfangs mitleidig, bald übermüthig und unduldsam auf uns andere herab, was sich weder mit der wahren Frömmigkeit verträgt, noch von lebentödtender Einseitigkeit frei zu sprechen ist. Wie ist es nur möglich, von allen Menschen gleiche Ansichten und Gefühle zu fodern? Wir sind ja zu verschieden organisirt, und unter den mannigfaltigen Einflüssen des Klima's und der bürgerlichen Verfassung beinah gezwungen, hier so, dort anders gebildet zu erscheinen durch alle Stufen hindurch; und die Gottheit ist so unendlich, daß sie sich für jede Stufe der Cultur zu einem würdigen Bilde der Verehrung darbietet. Aber davon wollen die Boten nichts wissen; wer nicht denkt, wie sie, der ist ein Frevler, und nur die eingeborene Menschenliebe hindert sie, uns sammt und sonders zu Gottes Ehre auf Einem Scheiterhaufen zu verbrennen.

Auf Claudius paßt das nicht mehr ganz; aber es gab eine Zeit, wo mein Vater mit vollem Rechte folgende Epigramme auf ihn dichtete:

An den Eiferer.

Willst du, was Kinder gewähnt und Mütterchen, halten vor Männern,
Deren geläuterter Sinn würdiger dachte von Gott;
Red' einfältig wie Kinder, wie sorgsame Mütterchen herzlich:
Dann wird manches verziehn, Redlicher, manches geglaubt.
Aber du schmähst altweibisch, und neckst wie ein kneipendes Büblein.
Trägt dir solcherlei Frucht liebende Religion?

Das Eine Ziel.

Bruder, wie staunst du entzückt in der Ewigkeit stiller Beschauung!
Lieb' und Wonne durchstralt, Lieb' auch des Feindes, den Blick.
Dorthin wandeln wir all', auf anderen Wegen und andern;
All' einst, was wir in Nacht glaubeten, schaun wir in Licht.
Doch anschielend den Weg Mitwandelnder, nennst du ihn Irrweg.
Bruder, du liebst ja den Feind, hasse den Irrenden nicht!

Alter und Noth haben den Boten duldsamer gemacht, wie der erste Aufsatz im letzten Theil seiner Werke zu beweisen scheint; auch war die Anlage zum

edlen Menschen zu überwiegend in ihm (denke seine vielen herzerhebenden Gesänge), als daß sie nicht endlich durchbrechen mußte.

Ich hörte einmal Jakobi behaupten: „die wahre Toleranz dulde alles, auch die Intoleranz.“ Ich weiß nicht mehr, in welchem Sinn er die Worte nahm, noch in welchem Zusammenhang. Soll aber Jakobi Recht haben, so muß man den handelnden Menschen vom beschauenden trennen. Der letzte muß freilich, wenn er die Stufenleiter vom Teufel zu Gott und alles, was zwischen diesen Extremen steht, überschaut, dulden was in der Welt ist; er sieht ab von der moralischen Seite, das Gute wie das Schlechte ist ihm nur Modification der unendlich vielgestalteten Natur, und so wenig, wie den Naturforscher, dem nur Erkenntniß dessen was ist am Herzen liegt, der Elephant in Entzücken, die Kröte in Abscheu jagt, rührt ihn das eine wie das andere. Mit dem handelnden Menschen ist es aber ein anderer Fall; dem liegt eine moralische Rücksicht ob; er soll nach Kräften wirken, daß das Gute über das Böse siege; er soll die Welt vom Übel erlösen helfen; und wie der zur Duldung der Intoleranz sich bequemen sollte, das vermag ich nicht einzusehn. Nein, da lobe ich mir das Epigramm meines Vaters:

Unduldsam heißen wir, weil uns der Päbstler Lehre,
Wir andern sein verdammt, wenn sie uns nicht bekehre,
Abscheulich dünkt? Du irrest weit,
Wir dulden alles gern, nur nicht Unduldsamkeit.

Diese Vorschrift ist praktisch. Dem Beschauenden dagegen erlaub' ich, auch Diebstahl, Treulosigkeit, Meineid und Todtschlag zu dulden; oder mit andern Worten: sich nicht darüber zu ereifern, daß, so lange die Welt steht, dergleichen geschehn wird, weil Gott auch das Vermögen zum Sündigen in die Welt gelegt hat, damit im Handeln durch den Kampf und durch Ringen die Tugend zur wahren Tugend sich verkläre.

Heidelberg, 15. Januar 1814.

Bei Denkmälern großer Männer kommt es, glaub' ich, darauf an: „Soll ein Denkmal bloß als Gegenstand genommen werden?" oder „soll es Ausdruck von Sinn und Gefühl dessen sein, der es setzt?" — Im ersten Falle ist mir die Person des Stifters gleichgültig; ich frage nicht, ob lautere oder unlautere Absichten ihn dazu bewogen, ob er Engel oder Teufel war, sondern bloß nach dem Werthe des Denkmals. Ist dieses ein Kunstwerk, so gewährt es mir den Genuß jedes andern Kunstwerks, welches

man ohne Bezug auf den Künstler genießen kann. Im zweiten Falle ist es freilich anders, und welches fühlende Herz sollte nicht ergriffen werden, wenn z. B. Schillers Vaterstadt ihrem Lieblingssohn ein Denkmal der Liebe weihte und Dannecker seine schöne Büste beisteuerte? Solche Denkmäler haben für mich einen entschiedenen, aber ich möchte auch sagen einen ausschließenden Werth: der reine Sinn des Gebers und Aufpflanzers muß sich darin abspiegeln. Nun lehrt die Erfahrung, daß mancher einem großen Mann ein Denkmal setzt, nicht um ihn, sondern um sich selbst zu verherrlichen. Wo ich das merke, da erkaltet mein Herz; und bei einem mit diesem Sinne aufgestellten Denkmal, und wäre es auch ein Kunstwerk erster Größe, könnte ich zum reinen Genusse nie gelangen. — Daß die Britten ihren großen Männern Denkmäler setzen, ist groß und ehrwürdig; ehrwürdig vor allen durch den Enthusiasmus, den sie dadurch kund geben. Wollte Gott, wir Deutschen hätten auch diesen Enthusiasmus. Vom Shakspeare hat man nach einer mäßigen Berechnung etwa 200 Ausgaben, und über 30 Gelehrte sind bemüht gewesen, ihn zu commentiren. Wo ist davon eine Spur bei uns, wo kaum ein Dutzend Lieder sich rühmen können, allgemein gekannt zu sein?

Daß wir über den Thomas Jones nicht gleich denken, soll nichts verschlagen; darüber wollen wir uns Ostern auf Deiner Burg in Frieden und Einigkeit besprechen. In vielen Stücken sind wir schon einig, denn Fielding's etwas breite Manier gefällt auch mir nicht, und manche Unsittlichkeiten könnten fort, wiewohl er nie Unsittliches für Sittliches gibt, was z. B. Göthe nicht selten thut. Ein Theil meiner Vorliebe für diesen Roman mag Jugendempfindung sein; ich las ihn schon in meinem zehnten Jahre mit Entzücken; das meiste aber kann ich mir noch aus dem Buche selbst belegen. Als Charakterschilderer eben bewundere ich diesen meinen Liebling, und nach dem Don Quixote bleibt Thomas Jones immer mein erster Roman. — Uebrigens ist man an einem Lieblingsbuche geneigt, alles in Schutz zu nehmen, und läßt sich auf seine Mängel erst durch Andere aufmerksam machen. Aber selbst dann hört es nicht auf ein Lieblingsbuch zu sein, — so wie ja auch dem Freunde ein Fehler gern übersehn wird, wenn er zu seinem Wesen gehört, und er ohne ihn vielleicht auch manche Tugend nicht haben würde.

Heidelberg, 3. Mai 1814.

Es ist mir ein eigenes Gefühl, Du geliebter alter Truchseß, daß ich jetzt wieder von meinem Zimmer aus schriftlich zu Dir reden muß, da ich's vor wenigen Tagen noch mündlich auf Deiner Burg konnte. Da sind nun vier fröhliche Wochen durchlebt, die wie ein schöner Traum hinter mir liegen. Das Träumen ist eine köstliche Sache, aber auch das Erwachtsein, wenn der melancholische Moment des Erwachens vorüber ist, hat sein Gutes; dann hebt das Leben der Erinnerung an; und wohl dem, der in liebendem Herzen, was er Gutes genossen, zur Würze künftiger Lebensgenüsse aufzubewahren weiß! Nun nimm vor allem meinen herzlichen Dank für die Freude, die Du mir verschafft, und meinen herzlichsten für die Liebe, die Du mir von neuem so kräftig erwiesen hast. Wahrlich, ich fühle es, welch einen Strom frischen Lebens ich aus Deiner Friedenswohnung zurückgebracht habe. Mit neuer Kraft werd' ich nun an meinen Beruf gehn, und in den Zwischenstunden der Erholung Dir treuen Bericht von meinem Thun und Treiben abstatten.

Auf meinen einsamen Spaziergängen überdenke und überarbeite ich die schönen Tage auf der Bettenburg, und finde darin Ersatz für das viele Kalte,

das einen leider! in dem schönen Heidelberg anweht. So stärke ich mich für meine Arbeiten, die, wenn ich von einem so durchträumten Spaziergange zurückkehre, flink von Statten gehn.

Die Zeitungen hören nun auf interessant zu sein; aber die Schuld liegt zum Theil an uns, da uns nach dem Ungeheuren alles, was den Schein des Gewöhnlichen trägt, nicht mehr ansprechen will. Hier ist die Nachricht vom Siege und Einzuge in Paris auf dem Charfreitage angekommen. Natürlich hat ganz Heidelberg, mit Ausnahme weniger Napoleoner, gejubelt und laut gefrohlockt. Auch illuminiren hat man wollen; aber dagegen hat sich die Geistlichkeit aufgelehnt; und warum? — „Es sei Charfreitag, und der Tag müsse still begangen werden." — Nun freilich, es mag ein tüchtiger Spektakel über den stillen Freitag eingebrochen sein; aber hat nicht Gott selbst den Spektakel angerichtet? Und hat er diesmal an dem Tage anders gefeiert sein wollen, als mit einem solchen Spektakel? und konnte er's würdiger? — O die engherzigen Theologen, die nicht auch einen lauten Jubel mit der Erhebung zum höchsten Wesen verträglich halten! — So hat auch während meiner Abwesenheit, bei der feierlichen Beerdigung unsers Geheimeraths May, die katholische Geistlichkeit dem

Hofrath Ackermann weigern wollen, am Grabe des Mannes eine Rede zu halten. — „Es sei gegen den katholischen Ritus.“ — Aber Ackermanns Rede hat vermocht, was jenen diesmal versagt war, die Herzen der Anwesenden unter den Thränen wehmüthiger und dankbarer Erinnerung zu Gott empor zu richten.

Vom Jubel der Berliner über den Einzug in Paris steht ein einfach rührender Bericht im Morgenblatt. Drei Tage hindurch hat der Freudentaumel gedauert, und ist durch keine Geistlichkeit gehemmt worden. Mit welcher Wonne werden nun die Berliner ihre wiedererrungenen Siegesrosse auf das Friedrichsthor pflanzen! Das wird einer der heiligsten Festtage werden; und mit welchem inneren Stolze wird die tapfere Preußenjugend von nun an diese Rosse betrachten! Einen Monat meines Lebens gäbe ich darum, könnte ich zugegen sein, wenn der König von Preußen, der von seinen Unterthanen heiß, ja brennend geliebte, seinen Einzug in Berlin hält!

Heidelberg, 4. Juni 1814.

Das nächste Buch, das Du Dir anschaffest, sei Jean Pauls Vorschule der Ästhetik, und die lies portionenweise. Unter den reichen Demantgruben des

unerschöpflichen Geistes ist dieses vielleicht die lauterste. Wunderschön ist seine Ansicht über die Werke hellenischer Kunst, und tief aufgefaßt. Freilich stößest Du auch auf manches barocke, und vielleicht auch auf Einseitigkeiten, wie z. B. das Kapitel über den gelehrten Witz; aber ich bekenne Dir, daß mir eines Richters glänzende Verirrungen lieber sind, als die wasserklaren Wahrheiten eines Merkel und Consorten.

Mein Vater hat beschlossen, sein Leben zu schreiben, und bereits sind einige Bogen davon fertig. Alles das sollst Du, und fast zur selben Zeit, wo es geschrieben ist, von mir in Abschrift erhalten. Du kennst meinen Vater, dies ehrwürdige Gebäude, in welchem nie ein unheiliger Gedanke, nie ein unlauteres Gefühl auch nur auf einen Augenblick gewohnt hat. Du sollst es nun vom ersten Grunde an vor Deinen Augen entstehn sehn.

Ja, wenn alle Welt meinen Vater so in seinen Gesängen zu erkennen wüßte, wie Göthe, in der Recension der Voßischen Gedichte *); oder auch nur, wenn diese Recension, ein paar Stellen ausgenommen, wo Göthe geirrt hat, den Gedichten als ein-

*) S. Jen. Allg. L. Zeitg 1804. No. 91; wieder abgedruckt in Göthe's Werken. 33ster Band. S. 146.

leitender Commentar vorangedruckt wäre, so wäre vielleicht keine Selbstbiographie als eine Art von moralischer Ehrenrettung nothwendig. Und doch auch dann. Denn haben wir nicht Beispiele, daß das Talent für's Edle mit dem Unedlen in Einer Person vereinigt sein kann, wie bei einem unserer beliebten Dramatiker (Kotzebue), der mit dem, was er hat (nicht mit dem, was er ist), uns alle Augenblicke die Augen vor Rührung überfließen macht? — Welch eine schöne Zeit war das für mich, als Göthe diese Recension dichtete, denn sie ist wahrhaftig ein Werk des Genius! Auf seine eigenhändige Einladung kam ich nach Weimar, etwa einen Monat vorher, ehe ich die Schulstelle antrat, und wohnte acht Tage bei Göthe so ungenirt, daß ich sogar auf meinem Zimmer Abends Tabak rauchte. Schon hatte er die Recension im Kopfe, aber ein Band Gedichte mußte noch gelesen, mancher Umstand zur Vervollständigung des Gemäldes mir abgefragt werden. Jeden Abend mehrere Stunden war ich bei Göthe auf seinem Studierzimmer; er lag in seinem weißen, über der linken Schulter ein klein wenig zerrissenen Nachtjäckchen, und der Minister hing mit dem Staatsrocke im Kleiderschranke. Dann wurde vorgelesen, und dazwischen ein wenig gegessen und getrunken.

Ach! es waren selige Stunden für mich, und mit welcher Wärme sprach er unaufhörlich von meinem Vater, der so ganz durch diese Gedichte in ihm aufgelebt war! Eines Morgens, als ich grade seinen August im Griechischen unterrichtete, kam Göthe zu uns herauf; er hatte eben die Stelle niedergeschrieben, wo wir den Dichter im Kampfe gegen ausschließende Meinungen, Macht- und Bannsprüche erblicken, und das Blatt war noch feucht. Mitten im Zimmer blieb er stehn, den rechten Fuß ein wenig vorausgestemmt, und fing an in seinem melodisch kräftigen Baß zu lesen, gegen das Ende immer feuriger und gediegener, und mit dem Worte Teufel senkte er das Blatt, und kuckte mich mit starrem aber freundlichem Auge an, als wollte er sagen: „Hab' ich's recht gemacht?" Was hab' ich ihm da die Hand gedrückt! indem ich nicht wußte, ob ich mich in dem Augenblicke mehr über meinen Vater freuen sollte, weil er so wäre, oder über Göthe, weil er ihn so aufgefaßt hätte. Damals war mir Göthe so gewogen, daß ich zu jeder Zeit Zutritt bei ihm hatte; und wie gerne mocht' er's haben, daß ich in seiner Krankheit bei ihm wachte, und ihn pflegte! Truchseß, das ist nicht mehr so! Sowohl ich, als, was mehr sagen will, auch mein Vater, haben seine Gunst

verloren, von dem Augenblick an, wo wir Miene machten, aus Weimar und Jena zu ziehen. Göthe ist von Egoismus nicht frei zu sprechen. Was ich ihm schuldig bin, vergesse ich nie, und ich liebe ihn auch jetzt noch; aber es ist nicht die reine Liebe, mit der ihn R—z lieben kann, nach dem reizenden — ach! mir so wohlbekannten Gemälde, das er in einem seiner Briefe entwirft. Auch Ich war in Arkadien; aber in dies Arkadien komme ich nicht wieder. Du, mein edler Truchseß, hast mir ein anderes bereitet, du wirst mich nie mit feurigem Schwerte daraus verstoßen; Du bist unwandelbar, wie der Fels im Meer, und vielleicht nur zu wenig Egoist.

Daß Du meinen letzten Brief an R—z schicken willst, ist mir nicht ganz recht. Ja, wenn er mich schon persönlich kennte! Aber ich bin etwas wunderlich in meinen Briefen, d. h. in Briefen an traute Herzensfreunde. Da muß alles heraus, wie es mir in den Kopf kömmt, ohne Wahl, oft sans rime et sans raison, wie bei Sancho die Sprichwörter. Wer mich nicht kennt, muß mich nach einem Briefe für einen höchst seltsamen Menschen halten. Doch Du wirst R—z schon über Einiges verständigen.

Heidelberg, 7. August 1814.

Die Entstehung von Fouqué's Gedicht an Napoleon ist wunderbar. Auf der Landstraße bei Eisenach muß er lange Strecken über Leichenhaufen wandern. Erschöpft von Mühseligkeit und von Grausen lehnt er sich endlich an einen Baum; da blickt ihn aus einem der dicksten Haufen das offen-starre Auge eines Franzosenkopfes an. Vor Entsetzen ist er einer Ohnmacht nahe, und als er von Kriegskameraden in ein Quartier gebracht wird, wirft ihn ein Fieber aufs Lager. In der Fieberhitze erscheinen ihm die Gestalten aller von Napoleon Geschlachteten in ihrer furchtbaren Gräßlichkeit, und mit ihnen gestaltet sich das Gedicht. Als es fertig ist, hat sich das Fieber gehoben und Fouqué fühlt sich vollkommen hergestellt. — Also kein Phantasiestück ist dieses Gedicht, sondern eine furchtbare Wahrheit, die sich seinem Geiste entrungen hat.

Was meinen Äschylus *) betrifft, der rückt täglich seinen behaglichen Schritt vorwärts. Wenn wir uns wiedersehn, muß mein Manuscript fertig sein. Nach

---

*) Die andern Stellen, in denen mein Bruder sich über Aeschylus ausläßt, sind, da sie im Vorworte zu seiner Uebersetzung abgedruckt stehen, hier nicht wieder mitgetheilt worden.

anderthalb Jahren bringe ich Dir dann meine Übersetzung mit, und zugleich Stolbergs. Aus dieser lese ich Dir zuerst ein Stück vor, und dann die treue, sich ganz an Äschylus anschließende. — Aus den Persern, dem prophetischen Bilde gegenwärtiger Zeiten, werde ich gelegentlich an Fouqué die Beschreibung der Salaminischen Schlacht für die Musen schicken. An einer Stelle fragt Atossa, des Xerxes Mutter:

Wer als Volksanführer waltet, und gebeut machtvoll dem Heer?

und der Chor antwortet:

Keinem Obermann verpflichtet heißen sie noch unterthan.

Sag, konnte der Dichter seinem Volke ein schöneres Compliment machen, als durch diese Bemerkung im Munde eines Persers? Daher werden in den Chorgesängen wol fünfzig Namen persischer Anführer genannt: von den Griechen nicht einer; denn hier war Volk und Anführer Eins „in furchtbar einverstandner Gleichgesinntheit", wie unser Raimar *) sagt. Die Perser waren Johannes Müllers Lieblingsstück, und nach einer Stelle seiner Briefe hat er sie

*) Freimund Raimar (Friedrich Rückert) in seinen Deutschen Gedichten. 1814.

commentirt. Leider scheint dieser Commentar verloren zu sein.

Mein Lesen des Titan rückt langsam fort. Das Einzelne zieht mich mehr an, als das Ganze, und viel des Einzelnen ist doch gar zu überladen. Merkwürdig war mir's, als ich einmal bei Cotta ein Manuscript von Richter sah. Was er in Begeisterung hingeschrieben, war größtentheils schlicht und einfach, d. h. nach seinem eigenen Maßstabe; denn zur Göthischen Einfachheit gelangt er nicht. Dann aber waren alle Ränder voll Einwüchse, die oft in angeklebte Zettel hinauswuchsen — freilich das Einzelne oft zum Entzücken schön; aber das Ganze hätte ich lieber nach dem ersten Wurfe genossen. — So wünsche ich mir auch vom Titan den ersten Wurf, der leicht, um mit Schiller zu reden, der „große Wurf" sein möchte. Alle Überladung schwächt, und so weiß ich's Schillern noch Dank, daß er gewaltige Stücke aus seinen Tragödien herausgeschnitten hat. Freilich möchte ich diese auch besitzen — namentlich einige aus dem Wallenstein, die ich ehemals auswendig wußte — nur nicht an der ursprünglichen Stelle, sondern etwa in einem Anhange. Ach! die Splitter dieses Geistes (wie Don Carlos sagt) könnten tausenden genügen!

Heidelberg, 30. Oktober 1814.

Du foderst einen Jubelbrief über Göthe; aber den kann ich nun nicht mehr schreiben, da die Jubelperiode vorüber ist, und der Jubelsenior fern. Das hätte unter seinen Augen geschehen müssen. Göthe ist 14 volle Tage bei uns gewesen, und hat bei den Brüdern Boisserée, eigentlich wol bei ihren Gemälden gewohnt. Sein erster Besuch war bei meinen Eltern, und er kam so freundlich und zutraulich, wie in den ersten Jenaer Zeiten. Am folgenden Tage gingen die Schmausereien an, und wenn so was im Gang ist, hört es nicht auf. Auch wir Professoren, nebst einem Anhange von Beamten, Ärzten u. s. w. gaben ihm einen gemeinschaftlichen Schmaus im Carlsberge. So hat ihn denn jeder nach Herzenslust sehn können, genossen haben ihn nur wenige; denn beim Essen und Trinken, besonders wo Gaffer herumstehn, ist Göthe ein Mann wie unser eins. Nur zweimal kam ich dazu, ein trauliches Wort mit ihm zu sprechen, und sah zu meiner Freude, daß er mir und meinem Treiben noch hold ist. Besonders herzlich war er gegen mich, als ich ihm am Tage vor seiner Abreise einen Morgenbesuch machte. Wir sprachen viel über Calderon. Auch er ist entzückt von Gries' Übersetzung; auch er bewundert mehr das

wollüstige Farbenspiel, als die Charakteristik Calderons, in der er weit unter Shakspeare stehe. In den Intriguenstücken sei er besonders Meister, und hier müsse der Deutsche noch recht bei ihm in die Schule gehn.

Daß die Heidelberger über Göthe entzückt sind, versteht sich. Alt und Jung preiset seine Leutseligkeit, und jeder verwahrt sorgfältig die ihm zugeworfenen Geistesbrocken, wenn sie auch noch so mager sind. Sogar mein College M—r, der aus einem deutschen Barbier ein lateinischer Professor der Medizin geworden, ist seines Gespräches gewürdigt. „Wir haben über den Faust gesprochen", sagte er mir; „und ich mit ihm über die Feldmäuse", antwortete ich ganz ernsthaft. Ein Anderer, ein Mann von Geschmack und ästhetischer Bildung, fing an über den Barbarismus zu radotiren, womit die Handschuchsheimer den schönen Heiligenberg niedergeholzt hätten. „Beruhigen Sie sich, sagte Göthe, in einigen Jahren ist er wieder grün, und dann hat Ihr Ärger volle 22 Jahre Ruhe, denn so lange muß er nach forstlichen Regeln schon grün bleiben." Der Philister kuckte Göthen an, und schien an seinem Geschmacke ganz irre zu werden. — Daß Göthe sich mit manchen zu seiner Gemüthsergötzung unterhalten

hat, ahndet mancher nicht; andere dienten dazu, seinen Schatz von Menschenkenntniß zu erweitern, oder seine Phantasie mit irgend einer Personage für ein zukünftiges Fastnachtsspiel zu bereichern.

Heidelberg, 11. Januar 1815.

Am letzten Tage des guten alten Jahrs erhielt ich Deinen Brief, mein geliebter alter Truchseß, und heute erst komme ich dazu, ihn zu beantworten. So ist denn wieder ein Jahr zu Grabe gegangen, und ein neues, das zu manchen Erwartungen und Hoffnungen berechtigt, aus dem Schooße der ewigen Zeit geboren! Am Neujahrsabend bin ich ganz still und ruhig bei meinen Eltern geblieben, habe meiner Mutter die 3 letzten Akte von Shakspeare's Sturm vorgelesen, und dann mit Vater und Mutter bis 10 Uhr geplaudert. Nachher ging jeder auf sein Kämmerlein. Da versammelte ich noch einmal alle meine Freunde um mich, und nahm Abschied von ihnen in dem alten Jahr, das nie wiederkehren wird. Noch lange dachte ich Deiner, Du mir unendlich theurer Truchseß, der nun schon länger als 4 Jahre (o 4 schöne Jahre!) meinen Lebenspfad erhellt. Trotz dem Schießen und Jauchzen auf den Gassen, schlief ich noch im alten Jahre ein, und als ich erwachte,

stand ich vor dem öden, leeren, großen Raume des neuen, der mich schon im Traume mit einer Art von Grauen geängstigt hatte. Jetzt ist das Grauen der Öde, der Unbegrenztheit verschwunden, und ich fange schon an, mich mit dem neuen Freunde gemüthlich zu benehmen.

Jetzt habe ich das von meinem Bruder übersetzte Stück Antonius und Cleopatra in Händen, mit dem ich meiner Mutter schon einmal einen herrlichen Genuß gewährt habe. Wie reizend weiß Shakspeare die Cleopatra bei aller Buhlerei darzustellen! Es ist, als wenn alle Liebesgötter Füllhörner der Anmuth auf sie ausgegossen hätten; und wie herrlich tritt Antonius auf, der bei seinen keineswegs bemäntelten Schwächen und Leidenschaften ein vom Olympus herabgestiegener Unsterblicher erscheint. Kein Mensch kann nach Vernunft und Urtheil dies Zusammenleben billigen, und doch freuen wir uns, so oft einer von beiden auftritt, und sympathisiren mit ihrer Liebe, als wenn es eine vom Priester geheiligte wäre, und gönnen es dem Paare, daß es, nachdem es groß von des Lebens Schaubühne abgetreten ist, nun ewig in Elysion vereint leben soll. Wahrlich, Shakspeare hat diesmal seinen Pinsel in Farben des Himmels getaucht! — Ich frage Dich, hat wol je ein Maler

die Schönheit so schön gemalt, als Shakspeare, der vielleicht im ganzen Stücke das Wort schön nicht einmal ausspricht? Scheint Cleopatra, wie sie dem Antonius auf dem Cydnus entgegenfährt, nicht wahrhaft jene Venus, die, von Nymphen umringt, so eben den Wogen des Oceanus enttaucht? Und Antonius, dem sogar der Diktator Cäsar zur Folie dienen muß, wie anziehend ist er durch Großmuth, und jede denkbare Art männlichen Liebreizes! Die Scene, wo er durch den Verlust der Seeschlacht gedemüthigt, seine Bedienten bittet, ihm noch einmal zu Nacht aufzuwarten, und wo er sie zu Thränen rührt, indem er sie zu trösten wähnt, die finde ich wahrhaft göttlich. Und jeder glaubt, das könne er auch gedichtet haben, so einfach ist dieser Dichter in seiner Größe! —

Wenige Stücke haben mich so ergriffen und so tief erschüttert, als Shakspeare's Timon von Athen. Wenn ich bedenke, was Timon war, was er ward, und wodurch er es ward, so erhalte ich das Bild von einer höchst liebenswürdigen Natur, die, von falschen Freunden hintergangen, und nun zur Einsicht gelangt, mit einmal alle Huld, Güte, liebreiche Freundlichkeit in das schwärzeste Gegentheil verwandelt. Man sieht gleichsam ein schönes Eden voll reizender

Wälder, Thäler und Auen durch ein Erdbeben plötzlich in eine libysche Wüstenei umgeschaffen, wo kein Quellchen den dürren Sand erquickt, wo nur Eulen und wildes Geschmeiß ihr scheußliches Leben kümmerlich fristen. Man sieht des Mannes Herz brechen, man fühlt es gebrochen, man sieht die Unmöglichkeit der Wiederherstellung. Und welch ein tüchtiger Hund von Cyniker steht ihm zur Seite, ein Apemanthus, der das von Natur ist, was Timon durch ein gräßliches und unvermeidliches Schicksal. Auf den ersten Anblick hält man beide für identische Personen; aber Timon verleugnet auch als Misanthrop seine edle Natur nicht, wie schwarz umdüstert sie auch erscheint. In seinem Hasse gegen Athen, in seinen fürchterlichen, sich selbst immer überbietenden Flüchen fühlen wir nichts als Wahrheit, als eine eiserne Nothwendigkeit; und wie rührend, als Timon sich endlich sein Grab gräbt, und nun einschlummert, um nie wieder aufzuwachen an den Ufern des ewig zürnenden und des ewig weinenden Meeres! Als ich dieses Stück neulich zum erstenmal las, hat es mich unaufhörlich wie ein Gespenst, aber ein liebes, verfolgt. Besonders schwebte mir die Scene vor, wo Timon noch einmal seine falschen Freunde zu Tafel ladet, und den lüsternen Gästen endlich aus den

aufgedeckten Schüsseln nichts als Wasser und Dampf entgegenschüttet. Bis dahin behauptet sich Timon noch so eben in seiner ursprünglichen Gestalt; nun bricht die Flut des Misanthropismus rauschend und wogend hervor, und ergießt sich in endlosen Verwünschungen. — O, um des Himmels willen, wer hat Shakspeare zu diesen Bildern als Modell gesessen? Auch dies wohnte in ihm; denn „der Natur fehlt Stoff, um mit der Phantasie in wunderbaren Gestalten zu wetteifern.“ Ja Shakspeare war mehr als ein Mensch, auch er wußte aus nichts zu schaffen; auch er wußte, was sonst nur der Schöpfer versteht, wenn er uns die Erde als den Schauplatz der Gräuel zeigt, sie gleichwohl als die schöne Erde darzustellen.

Endlich habe ich auch Werners 24. Februar gelesen. Die Idee des Schicksals ist darin bei weitem antiker und richtiger gehalten, als in Schillers Braut von Messina, aber das Stück hat nur zur Hälfte meinen Beifall. W. hätte das Schreckliche weniger häufen sollen. Auf mich, der doch sonst zu bewegen ist, hat das Ganze ungefähr den Eindruck gemacht, wie Shakspeare's Titus Andronikus; die Gräuel haften nicht, weil sie unglaublich sind.

Heidelberg, Pfingsten 1815.

Daß ich Fouqué habe kennen lernen und zwar in seiner eigenen Burg, wird Dich in Erstaunen setzen. Ein sonderbares Geschäft hat mich vor kurzem über Hals und Kopf nach Berlin getrieben, und zwar so unvorbereitet, daß ich wenige Stunden vor meiner Abreise, ohne die Reise zu ahnden, noch ruhig zu Bette ging. Daß ich einen Umweg machte, den hochherzigen deutschen Ritter und Sänger Fouqué kennen zu lernen, wirst Du natürlich finden. Wie klopfte mein Herz vor Freude, als ich durch das große Thor in seinen Burghof hineinfuhr, aber wie fand ich mich schmählich in meinen Erwartungen betrogen! Zwei Bediente traten mir höchst unfreundlich entgegen, und behaupteten, vor ihren Herrn dürfe keiner gelassen werden, der nicht beweisen könne, daß er auf irgend eine Art von Karl dem Großen abstamme. Truchseß, ich hätte abziehn müssen, wenn nicht ein steinaltes Mütterchen gekommen wäre, meinem Zorn über solche Unfreundlichkeit und zugleich meiner heißen Sehnsucht ein Ende zu machen. Kurz, ich wurde vorgelassen. Aber wie empfing mich Fouqué, er, den ich schon so oft im Traume mild und freundlich habe vor mir stehen sehen, er, den seine Briefe als ein Ideal von Liebenswürdigkeit darstellen? „Hund,

schrie er mich an, was wagst du dich in diesen heiligen Tempel, den zu betreten nur ächten Musenpriestern, aber nicht dir vergönnt ist!“ Ich wollte so eben etwas herstammeln von Bildung in der Schule der Griechen, von Shakspeare und ähnlichen; aber das Wort erstarb mir im Munde. Als ich nun so dastehe und über diese höchst seltsame Begebenheit nachdenke, erwache ich auf einmal aus einem tiefen Schlafe; Berlin, Reise und Fouqué, alles ist verschwunden, und ich liege ruhig in meinem Bette, während der erste Sonnenstrahl in mein Fenster blickt und mich ans Aufstehen erinnert. —

Heidelberg, Juni 1815.

Von unserm vollgepfropften Heidelberg willst Du wissen? Drei volle Wochen sind es, daß wir die beiden Kaiser gehabt haben; gestern Abend endlich ist der gute Franz, und heute Morgen Alexander unter feierlichem Glockengeläute und Abfeuerung aller Heidelberger Kanonen nach Mannheim abgereist. Das war ein Gewühl, ein Getreibe, ein Gestoße in den Häusern und auf den Gassen. Studenten haben ihr Zimmer mit Soldaten theilen müssen, privatisirende Frauenzimmer mit Marketenderinnen; und unter diesen Umständen ist denn unser Haus — wie

billig — auch nicht unbesetzt geblieben. Wir sind indeß leichtes Sinnes durch alles Ungemach durchgeschlüpft. Am Abend des Einzuges der Hohen war ganz Heidelberg festlich illuminirt, und jeder suchte es dem andern durch Pracht der Erleuchtung zuvor zu thun, alles aus Freude über unsern Franz, den wir noch nie bei uns hatten. Tags darauf hielten die Studenten einen Fackelzug, und sangen vor Franzens Fenster das schöne Burschenlied: Landesvater, Schutz und Rather. Ganz Heidelberg war auf dem geräumigen Platze vor seinem Fenster versammelt, und schrie und jubelte beim dreifachen Lebehoch; auch mein Vater hat nach Burschenweise den Hut geschwenkt und laut eingestimmt. Kaiser Franz hat die Deputirten der Studenten mit gerührter Freude empfangen, und ihnen im eigentlichen Sinne herzlich zugesprochen. Wir Professoren erhielten schon am ersten Morgen die Erlaubniß in corpore zu erscheinen, und wurden sogleich angenommen. Der Prorector, etwas schwach von Stimme und vielleicht auch blöde, hatte dem Tonnen-dicken Hofrath A. die Anrede übertragen. Nachdem dieser im Chrienton und mit gehöriger Handbewegung das Seinige vorgebracht hatte von der Hyder der Tyrannei, die in den tiefsten Abgrund der Hölle hinab-

geworfen, sich dort losgerissen habe, und mit neuen Häuptern versehn, jetzt Feuer und Gift auf uns losspeie; nachdem er den Kaiser gehörig ermahnt hatte, ja unsern Erwartungen, er werde die Hyder wiederum besiegen, zu entsprechen; nachdem er ihm zum Lohne dafür Gottes Segen in reichlichem Maße verheißen hatte, und wie nun eine Zeit eintreten würde, wo die Musen an den Triumphwagen gefesselt sein sollten: da trat so ganz demüthig und fromm und einfach der Kaiser, der sich während der poetischen Anrede vor Verlegenheit nicht zu lassen wußte, alle Augenblicke hustete, und, als ob er Mitleid suchte, bald den bald den von uns ansah, ein paar Schritte vorwärts, und sprach in seinem allerliebsten Dialekte ein paar treuherzige Worte, die auf mich wirkten, als wenn er gesagt hätte: „Ich freue mich, daß Sie die Jungens auf der Akademie so gut erziehn.“ Und in dem Tone, ohne Floskeln, unbeschreiblich treuherzig redete er fort, und äußerte unter andern, ganz seinem Gefühle angemessen: „die Religion müsse die Basis von Allem sein.“ Der Kaiser ist sehr mager und nichts weniger als schön; aber auf seinem Gesichte, besonders auf der Stirn und in seinem freundlichen Auge liegt etwas ungemein reizendes und unwiderstehlich anziehendes. Hätte ich meinem

inneren Triebe folgen dürfen, so wäre ich vor ihm niedergekniet, und hätte ihm die Hand geküßt. — Kaiser Alexander nahm uns auch recht freundlich und huldvoll auf. Derselbige Redner hielt auch hier die Anrede, und zwar französisch, und diesmal mit weniger Bombast, vielleicht weil ihm die fremde Sprache den Geniusflug hemmte. Darauf ließ sich der Kaiser von ihm im ganzen Kreise herumführen, und jeder von uns wurde ihm bei Namen genannt. Als ich die Kaiserrunde bemerkte, suchte ich schnell in meinem Kopfe die paar französischen Brocken zusammen, um doch wenigstens eine Antwort geben zu können, falls ich gefragt werden sollte; aber dazu kam es nicht; unser Redner fuhr fort für uns alle zu sprechen. Kaiser Alexander hat mich trotz seiner weitgepriesenen Schönheit nicht, bei weitem nicht so angezogen, als sein demüthig-frommer Bruder. — Jetzt herrscht bei uns die höchste Ruhe, eine wohlthätige Empfindung nach solchem Saus und Braus.

Heidelberg, Januar 1816.

Ich habe immer gemeint, und meine noch: die Religion stehe höher, als alle Religionen; und kein Mensch könne sagen: von den positiven Religionen sei die und die die bessere. Ja, im gewissen Sinne

behaupte ich, alle Religionen sind von gleicher Güte, in sofern die Verschiedenheit der menschlichen Naturen so groß ist, daß alle Menschen sich unmöglich in Eine Religion hineinschmiegen können, sondern vielmehr des einen Überzeugung diese, des andern jene als die passendste und für sein Gemüth eigenthümlichste ergreift. Daß ich hiemit solchen Religionen nicht das Wort reden will, die Menschenopfer zur Versöhnung einer grimmigen Gottheit und dergleichen mehr gebieten, versteht sich; denn die Vernunft geht mir über alles, und in ihr müssen sich Gefühl, Phantasie und alle übrigen Regungen des Götterfunkens vereinigen. Kann ich's bei dieser Ansicht nun billigen, wenn in Fouqué's ernsthaften Romanen immer und ewig eine alleinseligmachende Religion (gleichviel ob katholisch oder protestantisch, auf das allein selig machen wollen kommt's an) mit einer wahren Leidenschaft empfohlen wird? Ich glaube, Fouqué ließe auch die armen Otaheitier und Pellewaner taufen, wenn seine romantische Muse ihn einmal dahin führte; und daß diese ehemals in ihrer Beschränktheit so glücklichen, jetzt durch die Dazwischenkunft der Europäer gar sehr in ihrem innern Frieden gestörten Südseebewohner eben durch die Christusreligion, die dort keinen mütterlichen Boden findet, unglücklich

geworden sind: das wird ihm nie einleuchten. — Auch kann ich nicht billigen, daß F. von der jüdisch-christlichen Mythologie nicht sowohl einen poetischen, sondern einen religiösen Gebrauch macht. Glaubt er denn wirklich, daß Gott irgendwo durch Engel unmittelbar für das Wohl gewisser Erkorenen sorge? Glaubt er an die Macht der Schutzheiligen, an die wunderthätige Kraft des Kreuzes? — Ich fragte neulich einen, worin denn die Moralität eines Christen der eines Socrates voranstehe, und erhielt zur Antwort: die griechische Religion geböte Feindeshaß, die christliche Feindesliebe. Nun ja, das sieht aus, wie ein schneidender Gegensatz, aber wer die Griechen kennt, wird hier nichts als Einklang finden. Feindesliebe im gemeinen Sinn ist was erbärmliches, nur Feindesliebe, wie sie die Gottheit übt, ist schön und erhaben. Aber ein recht gründlicher Feindeshaß, wie er in der Brust eines Aristides, Sophokles, Sokrates lebte, ist auch groß und erhaben. Nie dachte der Grieche dabei an die Person, stets nur an die Sache; die Schlechtigkeit ward im Feinde gehaßt, und mit diesem göttlichen, ja wahrhaft christlichen Hasse verband sich die feurigste Liebe für das Große, Schöne und Edle, das allein den Freund machte.

Heidelberg, Mai 1816.

Mit dem, was Du über Religion schreibst, bin ich einverstanden. Die christliche Religion würde mir die liebste und heiligste sein, und wäre ich als Jude oder Muhamedaner erzogen; aber über allem, was positive Religion heißt, steht mir etwas höheres, nämlich die Religion selbst. Das sagt Schiller so schön in einem leider oft mißverstandenen Epigramme:

Welcherlei Religion ich bekenne? keine von allen,
Die du mir nennst; und warum keine? aus Religion.

In diesem Sinne dichtete Lessing seine erhabene Erzählung vom Ringe. Die Religion im Herzen macht erst die christliche Religion zur christlichen; wem sie fehlt, der ist kein Christ, und wäre er noch so pünktlich in Erfüllung der vorgeschriebenen christlichen Pflichten und Ceremonien. Außerdem stünde ja jeder christlich Getaufte, er möchte sein wie er wollte, uber einem Sokrates, der mir ein Heiliger neben Christus dünkt. —

Heidelberg, November 1816.

Dein Brief kam grade an, wie die Sonnenfinsterniß am stärksten war. Es hat mich diese Finsterniß auf eine eigene Weise gerührt. Erst der Gedanke: jetzt ist fast ganz Deutschland mit Einer und dersel-

ben Betrachtung beschäftigt, jetzt ist es Eines Sinnes und Eines Erwägens. Denn das Gefühl, jetzt siehst du ein Schauspiel, das du entweder nie, oder als ein Greis, fast achtzig Jahr alt, wiedersiehst: denn erst 1860 werden wir eine bemerkbare Sonnenfinsterniß wiederbekommen, und wie mancher der jetzt Lebenden ist dann in Finsterniß gehüllt! Ich frage wenig nach dem sinnlichen Genuß einer Sonnenfinsterniß; jede Abenddämmerung gewährt mir ein schöneres Schauspiel, und der Anblick einer halb sichtbaren oder ganz unsichtbaren Sonne hat ohnehin keine Bedeutung für die Nichtastronomen; aber, Truchseß, ein Schauspiel ist es doch; und die Überzeugung, es nicht wiedersehn zu können, die hat was erschütterndes. — Als Schiller noch lebte, war es mir eines Abends, da wir gewaltige Reiseplane machten, deren Ziel Cuxhaven sein sollte, außerordentlich rührend, als er sagte: „Ich glaube noch nach China zu kommen; freilich wird es schwer halten, aber könnte man mir die Hoffnung mit eiserner Strenge rauben, es würde mich unglücklich machen.“ Und kaum ein halbes Jahr darauf trug ich seine Leiche zur letzten Ruhestatt; und Schiller hat nicht gesehn, wonach er ewig dürstete, das Meer, dies große Natursinnbild der Unendlichkeit.

Heidelberg, 1. November 1817.

Von meinem theuren Jean Paul habe ich lange nichts vernommen. Er schreibt ungern, wie leidenschaftlich erpicht er auch auf empfangene Briefe ist. Ich lese jetzt seinen schönen Titan, den schönen, sage ich, wenn auch nicht ganz nach der Form, doch dem Geiste nach. Seine Charaktere sind scharf gezeichnet, nur manchmal durch unzeitige Bildersprache überrostet oder getrübt. Ich wollte, er hätte weniger gegeben, es wäre mehr. Aber davon abgesehn, so findet man nur sehr selten bei ihm Bilder, worin Theile oder Theilchen nicht zum Ganzen stimmen, was nie bei dem noch größeren Meister in der Bildersprache geschieht, bei Lessing, der allerdings bei weitem nicht den Reichthum von Richters Phantasie besitzt. Ich wollte, unsre Jünger, die sich das Bildern so angewöhnen, weil es leicht und bequem die Stelle des scharfen und sicheren Denkens vertritt, lernten Richters eigentliche Tugend (die sie gewöhnlich vor Glanz und Herrlichkeit übersehn), und gingen dann bei Lessing in die Schule. Da schreibt mir neulich ein übrigens gescheuter Mann, und zugleich fleißiger und gelehrter Forscher: „Über den wohlbekannten Horizont der griechischen Welt hinaus dünkte ich mir noch eine Linie wahrzunehmen, und

ich klimme auf, um ihre Felder zu unterscheiden, und harre der Lichtstunde, wo sich deutlicher ein noch nicht gekannter Zeitraum wird umschiffen und abmarken lassen." Hier sind drei verworrene Bilder zu einem Wechselbalgsconterfei zusammengeklext. —

Wenn Du doch erst den herrlichen Jean Paul so recht kenntest! Sein Gespräch ist vollkommen wie seine Schriften, und schon das verbürgt mir seine große Wahrheitsliebe. Noch ist mir immer, er stände neben mir der Mann, den ich zu lieben gezwungen bin mit eben der Wärme, wie ich meinen Truchseß liebe. Er hat auch an mir ein großes Behagen gefunden. Das macht mich glücklich; aber täglich sage ich mir, es ist ein unverdientes Geschenk, das ich lange noch nicht abverdienen werde.

Heidelberg, Juni 1818.

Von Richters Werken gefielen mir von jeher der Siebenkäs und Titan am besten, weil sie mir die reinsten schienen. Ein unendlicher Schatz von Charakteristik ist in seinen Werken, und besonders gelingt ihm die Darstellung der niederen Stände und des Idyllischen. Sollte nicht, was die höheren Stände betrifft, im Titan manches verzeichnet sein? Die

Idee, daß alles Titanische, vom Naturwege Abirrende in der Welt untergehn müsse, ist vortrefflich. Roqueirol stürmt seinem Untergang entgegen, Linda de Romeiro zieht ihn herbei, indem sie die Weiblichkeit verläßt, und zu einer Art von Dragonerin wird. Bewundernswürdig ist mir die liebliche Liane. Sie ist ein anmuthiges, jeder Liebe und Verehrung würdiges Wesen durch zartes Gefühl, Güte des Herzens, Schönheit des Verstandes. Aber untergehn muß auch sie. Sie ergiebt sich der Sentimentalität; sie gehört am Ende mehr den Sternen an und dem superlunarischen Wolkenhimmel, als der Erde; mit einem Wort, auch sie schweift ins Titanische hin. — So liebe Wesen, wie Liane, sollten mehr sein als Geschöpfe der Einbildungskraft; den geistigen Kindern des Dichters, wie den leiblichen, sollte Gott Unsterblichkeit schenken, damit auch sie selbst ihres Daseins sich freuten. Es that mir ordentlich weh, als Jean Paul mir sagte, Liane sei nichts als ein Produkt der Phantasie. Ich erinnerte ihn an den sinnreichen Wahnglauben afrikanischer Wilden, die Bildsäulen von Menschen und Thieren würden am jüngsten Tage den Künstler angrinzen und anschnarchen, weil er sie so nahe ans Leben gebracht, und doch ihnen keine Seele ertheilen können. Wahrlich, Liane

und der allerliebste kleine Pollux könnten über Jean Paul Beschwerde führen. Ich glaube aber fest, eine Liane war schon irgendwo da oder wird noch kommen. —

Tolles Zeug findet sich übrigens in Jean Pauls Schriften, und manches beinah ungenießbare. Aber wie wunderbar tolerant sind wir, sobald wir den Verfasser lieben. Wir lesen dann gern alles von ihm, und selbst das nicht zu lobende wird bedeutungsvoll.

Über Recensionen und Recensiren sage ich mit Lessing: „Mild und schonend bei emporkeimendem Verdienst, streng und schonungslos gegen frivole Anmaßung.“ Daß der Spott manchmal herrlich wirkt, sieht man glänzend aus Jean Pauls Ästhetik; nur muß er nicht gesucht sein. Wenn doch ein neuer Shakspeare aufträte, und z. B. das Einmischen französischer Wörter, wie der alten, wegspottete! Nathan Drake zeigt, wie unendlich Shakspeare dadurch auf die Reinheit seiner Muttersprache wirkte. — Jean Paul hat in seinem neuen Siebenkäs alle ausländischen Wörter mit echten einheimischen vertauscht, und was von fremden stehn geblieben, mit lateinischen Lettern drucken lassen. Schon unsre Vorfahren machten's so, wie z. B. Menanthes, was zu loben ist.

Heidelberg, September 1819.

Du berührst das Eigenthumsrecht des Schriftstellers. Ich will Dir mittheilen, was ich hierüber vor mehrern Monaten aufsetzte, auf Bitte eines Freundes, der über diesen Gegenstand in der Badischen Ständeversammlung einen Vortrag halten wollte; wiewohl ich nachher erfahren habe, daß ein paar kleine Unrichtigkeiten darin sind, so wie denn der Gegenstand überhaupt nicht zur Sprache gekommen ist.

„Ein schriftstellerisches Werk, nämlich Geist in Schrift dargestellt, ist nach aller gesunden Vernunft Eigenthum des Verfassers, wie anderes, das man mit Kopf oder Hand erwarb. Nur die Art der Nutzung ist bei anderem anders. Der Schriftsteller benutzt das seinige hauptsächlich durch vermehrte Abdrücke, die er zum Lesen (nicht zu neuer Vervielfältigung) verkauft oder durch einen Bevollmächtigten verkaufen läßt. Wer gegen des Verfassers oder des in seine Rechte tretenden Verlegers Willen den gekauften Abdruck vervielfältigt oder verkauft, der raubt die Früchte des geistigen Eigenthums. Solchen Raub zu übersehn, oder gar zu erlauben, hieße einen Theil der edelsten Mitbürger vom Schutze des Staats aus-

schließen, sie als Vogelfreie jedem, der zulangen will, preisgeben.

„Ein rechtmäßiges Eigenthum bleibt bei der Familie; Kinder und Kindeskinder haben das Recht, jeden nur denkbaren Vortheil daraus zu ziehen. Kein innerer Rechtsgrund ist, warum nicht Nachkommen eines Cicero, Horaz, Shakspeare, auf die Geisteswerke ihres Vorfahren einen ausschließlichen Anspruch machen sollten. Äußere Gründe sind aber da, z. B. das Aussterben von Familien, und Sorge für größere Gemeinnützigkeit, die den Staat bestimmt haben, das Eigenthumsrecht nach des Verfassers Tode nur auf gewisse Jahre der Familie zuzugestehn. Der neulich ausgesprochene Grund, daß Geist nicht auf die Nachkommen vererbe, beruht auf einem Mißverstande. Nicht der Geist, sondern was mit Geisteskräften geleistet ward, dessen Genuß soll vererbt werden.

„Man hat dies Eigenthumsrecht für Deutschland auf 10 Jahre nach des Verfassers Tode beschränken wollen. Die Billigkeit erfodert, daß unsern Schriftstellern die selbigen Rechte zufallen, wie den ausländischen. Wir wollen sehen, wie hoch es die englischen bringen.

„In England ist allgemeine Begeisterung für die

ersten Schriftsteller des Vaterlandes, die sich von den Ministern, Parlamentsrednern, Gelehrten, Kaufleuten, bis auf Krämer, Pachter, Schiffskapitäne, Fabrikanten, Handwerker und Bedienten erstreckt. Kein Landsquire, wie roh er auch sei, und der Jagdlust oder dem Nichtsthun ergeben, er weiß dennoch von den Heroen seiner Literatur ein Wort mitzusprechen. Rührt ihn nicht Wissenschaft und Kunstliebe, doch die Schande rührt ihn, für nicht wissenschaftlich und kunstliebend zu gelten; er wendet einen Theil seines Vermögens auf eine ausgezeichnete Bibliothek, die, in herrlichem Einbande, die Wände wie Tapeten schmückt, und mit der selbigen Sorgsamkeit geschmückt wird, womit man seidene Tapeten schont. Wie muß diese Liebe und Begeisterung für die Edelsten der Nation auf den Verdienst des Schriftstellers Einfluß haben! Als Pope seinen Homer vollendet hatte, waren in kurzem zwei Landgüter sein, da der deutsche Homer dem Verfasser bei einigem Ruhme, zur Belohnung vieljähriger Arbeit nur 18000 Gulden getragen hat, und nun eines Verlegers Eigenthum ist. Man hat Beispiele, daß bloß in London Auflagen von mehreren tausend Exemplaren in wenigen Tagen vergriffen sind. Dazu kommt, daß englische Bücher durch Europa und Amerika nach

Westindien und Ostindien gehn. — Und bei dem Allem bewilligen Englands Gesetze der Familie des verstorbenen Verfassers das ausschließende Eigenthumsrecht auf 30 Jahre nach dessen Tode.

„Wie viele von diesen Vortheilen hat unser armes Deutschland? Wo ist bei uns Nationalstolz auf unsere Heroen, auf einen Klopstock, einen Haller, Lessing und Hagedorn? Nur wenige Schriftsteller machen bei uns eine scheinbare Ausnahme auf einige Zeit, solche, die einem gewissen Zeitgeschmacke auf halbem Wege entgegenkommen. Und wer lieset auch die? Überhaupt lesen bei uns nur wenige Stände, und der Adel am wenigsten. Beispiele, daß Lieblingsbücher in großer Menge gekauft, zerlesen und wiedergekauft und wiedergelesen werden, Beispiele, wie in England Shakspeare und andere Klassiker, in Spanien Cervantes, selbst in Dänemark Holberg, solche können wir nicht aufweisen. Es möchte denn etwa das ehemalige Noth- und Hülfsbüchlein von Becker eine Ausnahme machen, das vor mehr als 20 Jahren in unzähligen Exemplaren herumging, und nun verschollen ist.

„So nun, was den Absatz betrifft, wenigstens dreimal so schlecht gestellt als die englischen Schriftsteller, scheint es, das Eigenthumsrecht müsse bei

uns auf die dreifache Zeit, also auf 90 Jahre ausgedehnt werden. Davor möchte das Zeitalter zurückstaunen, das den Werth solcher Anstrengungen, wodurch Völker veredelt werden, zu schätzen noch ungewohnt ist. Wir begnügen uns also mit dem Vorschlage, daß dem deutschen Schriftsteller das Recht, sein Eigenthum zu benutzen, fürs erste auf 30 Jahre nach dem Tode gesichert bleibe.“

Meines Vaters Schrift über Stolberg ist ganz historisch; es sind viele Briefe von und an Gleim darin abgedruckt. Stolbergen wird sie oft wehe thun, oft rühren. Mir war sie anfangs sehr schmerzlich, weil ich Stolberg bloß von der guten Seite kannte. Über den Schmerz bin ich hinweg; was hilft es, sich betrügen, und die Wolke für Juno nehmen? Die Wahrheit ist mir lieber, und seit ich Stolbergs Religionsgeschichte kenne, halte ich ihn für einen sehr gefährlichen Mann, weil er der Vernunft und dem geläuterten Protestantismus den Tod geschworen. Wäre St. für sich katholisch geworden, wen ginge das etwas an? Aber sein unseliges Buch voll Lügen und Verdrehungen der Geschichte (zur Ehre Gottes!) geht in vielen tausend Exemplaren herum. Und Stolberg ist persönlich noch jetzt Proselytenmacher. Hier ziemte, daß unsere Theologen redeten; aber

ein Theil von ihnen frömmelt, ein anderer Theil läßt 5 grade sein. So muß denn von den Laien reden, wen Gott mit Kraft gerüstet. Die ganze Schrift ist ein Kommentar zu der Xenie:

> Zur Erbauung andächtiger Seelen hat Friederich Stolberg,
> Graf und Poet und Christ, Plato's Gespräche verdeutscht.

Graf und Poet und Christ sein, ist an sich nichts schlimmes, das letzte von den dreien ist sogar das edelste, wozu der Mensch sich erheben kann. Nicht dieses, sondern Stolbergs Aristokratismus, sein gespreizter Stil und sein Katholicismus sind in der Xenie gerügt. — Truchseß, ich glaube nicht an Erbsünde des Menschen, sondern an Erbtugend, so wie Salomo sagt, Gott habe den Menschen gut erschaffen, der Mensch aber mache sich verkehrt. Erbtugend hat Stolberg im hohen, ja im höchsten Grade. Aber o wie hat diesen herrlichen Mann sein Ultra-Aristokratismus, sein Hyper-Christianismus heruntergebracht!

„Das Wort hat die Welt erschaffen, das Wort wird sie erhalten.“ Diese Worte, die mein Vater über Tisch zu Rochlitz sprach, ihm herzlich die Hand drückend, klingen mir seitdem unaufhörlich in der Seele nach. Ich wende sie auf die Stolbergs-Schrift

an. Dies Wort wird nicht vergebens durch die Welt wandern.

Welch ein Mann war doch unser Luther! „Ich habe kein besser Werk (sagt er) denn den Zorn und Eifer; denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein; da erfrischt sich mein ganz Geblüt, mein Verstand wird geschärft, und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen." Das ist der wahre, edle, heilige Zorn, von dem Luther (er der milde zugleich und freundliche) ein Muster ist, und mit der höchsten Gerechtigkeit trifft dieser Zorn die Proselytenmacher, die Finsterlinge unsrer Zeit, die geistlose Ceremonien und Wunderwesen, wie abgeschmackt es auch sein mag, predigen und erneun wollen.

Heidelberg, Oktober 1819.

Meine letzte Abendlektüre war: Hoffmanns Serapionsbrüder. Die Anlage ist wie Tiecks Phantasus, die Ausführung stellenweis meisterhaft. Aber was soll man zu den eingeflochtenen Mährchen sagen? Dergleichen Darstellungen scheinen mir den Kindern nicht die Augen für die Schönheiten der Natur zu öffnen, sondern vielmehr den Blick zu trüben, und die Vernunft zu verwirren. Warum ein

so schneidender Gegensatz zwischen erlerntem Wissen und der Naturunschuld des Herzens und des Geistes, wie in dem Mährchen vom fremden Kinde? Aber was die Darstellung betrifft, hier muß ich Hoffmann bewundern. Es ist nicht möglich die Identification zwischen Brummfliege und Magisterlein höher zu treiben, als in der Scene, wo der Magister Tinte verjagt wird: das Hineinplumpen in den Milchnapf, das Brummen und Summen, das sich Hinlegen auf die Butterbrödte, und die Kleider glatt streichen mit den dünnen Beinchen, lauter barock-meisterhafte Schilderungen. — Die Erzählung vom Serapion, und die Idee, daß ein Dichter nur wahrhaft gefühltes darstellen müsse, ist wunderherrlich. Die Erzählung vom Automaten hat mir Angst eingejagt, denn alles was über dergleichen seelenlose und Seelen heuchelnde Wesen gesagt wird, ist mir wie aus dem Innersten genommen. Schon oft haben mich Automate in nächtlichen Träumen geschreckt, und der Hoffmannsche Türk wird mir noch manchen Besuch abstatten, zumal da die Auflösung fehlt. Sage, kann das Fragmentarische dieser Erzählung durch das Beispiel Göthe's und Schillers Geisterseher entschuldigt werden? Daß der Dichter nicht alles ausschwatze, manches der schaffenden Phantasie des Le-

sers vertraue, ist in der Ordnung; aber abbrechen, wo die Neugierde, ja die Wißbegier am höchsten gespannt ist, und das in einer so schauerlichen Erzählung, nenne ich unverzeihlich. Ich fühle noch immer eine Unruhe, wie bei einer unaufgelösten Dissonanz, und wollte, daß Hoffmann oder ein anderer den Faden zu Ende spönne. — Unter den Novellen gebührt gewiß Meister Martin der Vorrang. Hier ist Wahrheit. Vielleicht hat nie einer (außer Göthe im Götz) die Sitten des Mittelalters so anschaulich und ansprechend dargestellt. Den Zaches möchte ich Dir einmal vorlesen, und mit mündlichen Anmerkungen begleiten. Es soll viel Satire darin sein, nämlich Personalsatire, aber gutmüthige. Auch der Grammatiker Buttmann soll darin stecken. In manchen seiner Produkte aber ist nicht Geist, sondern Aftergeist, wie besonders in den Elixiren des Teufels, wo man vor lauter Gräueln und Fratzen nicht zu sich selber kommt. Shakspeare's Erhabenheit und Tiefe, Göthe's Klarheit und Ruhe, Cervantes lieblich kunstreicher Humor (um bloß diese Meister zu nennen) haben mich für den Genuß solcher Narrentheidungen verdorben.

Heidelberg, December 1819.

Wenn ich des edlen Huß gedenke und seines Geistesbruders Wicklef, die noch größer sind, als sie erscheinen, weil sie in so nachtdunkler Zeit wurden, was sie waren, und dann einer Gallizin, einer Schülerin und Freundin des hellen Hemsterhuys, die Huß Verbrennung als eine religiöse Handlung verehrt; dann, liebster Truchseß, möchte ich zu Einer Zeit weinen und vor Zorn toben. Was für Unseligkeiten sind aus dem Pabstthum hervorgegangen, und keine Spur von Pabstthum ist in der Bibel aufzufinden. Es giebt, wie Huß so hell sah, nur Eine Kirche im Christenthum: die unsichtbare. Alle anderen hätten gestürzt werden müssen als nichtiges Außenwerk aus Juden- und Heidenthum. Gar kein Kirchenthum sollte man dulden; sondern wie es ursprünglich war, in bloßen Gemeinden sollte man sich sammeln; und je kleiner und je enger diese, desto besser. Damit würde allem Priesterkram und Ceremonienwesen ausgewichen; das Sektenwesen zerflöge in Splitter, und das reine Anbeten im Geist und in der Wahrheit träte nur so weit ins Äußere, als es dem Christen erbaulich und fördernd ist. Aber man fing leider bald an, auf große Haufen hinzuarbeiten; und da kam es zu Sekten und Rotten, und

allgemach zum Hohenpriester- und Tempeldienst; und die Welt ward voll Gezänkes und voller Befeindungen. Da kamen Controverspredigten, Inquisitionen und Religionskriege; da wurden Husse und Hieronyme auf den Scheiterhaufen gebracht. Ach, die sieben Gemeinden unter Johannes, waren sie schon der Ruthe werth, so waren sie doch wieder zurechtzubringen. Aber was fängt man an mit dem Koloß: Römischkatholische Kirche? was mit dem Koloß: Protestantisch-evangelische Kirche? was mit all den kolossalen und minder kolossalen Gegensätzen, die in Christus ungeschieden und eins waren, als er zum letztenmale die Jünger zu einer Gedächtnißfeier um sich versammelte. — Doch still, liebster Truchseß, dahin wollt' ich nicht. Die Vorsehung hat es anders gewollt; das genüge uns schwachsichtigen. Die Vorsehung hat die Hildebrandische Geisteszwingherrschaft geduldet, hat die Verbrennung eines Huß geduldet, und noch viel ärgere Gräuel; sie hat aber auch einen Luther geweckt, und uns durch ihn und andere den freien Gebrauch der göttlichen Vernunft wiedergegeben. Laßt uns diesem Winke folgen, und, jeder an seinem Platz, in diesem Geiste fortwirken, bis die Nacht einbricht, und uns das Wirken hienieden unmöglich macht.

Kotzebue's Leben erweckt schmerzliche Empfindungen. Den Verfasser kenn' ich nicht. K. wird im Grunde sein eigener Biograph, durch die geschickte Anordnung des Verfassers. Die begründete Meinung, in welcher wir bei rechtlichen Menschen stehn, ist doch, nächst dem eigenen Bewußtsein, das Element des sittlichen Lebens. Nach jener strebte Kotzebue, da ihm aber das Bewußtsein fehlte, entfloh sie ihm immer wie ein Irwisch, und lockte ihn in die faulsten Sümpfe. Schauderhaft ist die Luggeschichte von Barth mit der eisernen Stirn. Ging wol je die moralische Frechheit weiter? — und nachher die widerliche Demuth, als er die verlorene Unschuld wieder rein waschen wollte?

Gerstenberg's Ugolino, den ich neulich wiederlas, wollte mir nicht ganz genügen. Bis zum dritten Aufzuge ist er herrlich; bis dahin ist noch Hoffnung auf Befreiung. Nachdem aber mit dem heftigen Zuschlagen der Thurmthüre die letzte Hoffnung verschwunden ist, fängt die Pein der Hungernden und der Lesenden an, unerträglich zu werden. Bei den Worten Ugolino's: „Kommt, ihr lieben Kinder, wir wollen recht heiter sein — —", Truchseß, da ergriff mich ein herzzerreißender Jammer. —

Heidelberg, Juni 1820.

Ist denn Lord Byron schon zu Dir gelangt? Vielleicht hatten die Engländer seit Shakspeare keinen so umfassenden und schaffenden Dichterkopf; aber auch keinen, der so ganz das Widerspiel war von Shakspeare. Die Thräne des Mitleids, der sanften Freude, der wohlthätigen Wehmuth ist ihm fremd; sie verzehrt sich in der Glut der Einen Herzenskammer, und erstarrt vor der Eiskälte der anderen. In den Gedichten Byrons wehet der Geist Lears, wenn er sagt: „Nein ich will nicht weinen; ich will Dinge thun, welche die Erde erschüttern sollen.“ Und das könnte Byron, wenn er, nach dem Spruche eines Weisen, nur einen Punkt hätte, wo er stehn könnte. Gott gebe, daß er diesen Punkt nie finden möge; denn noch nicht darf von der Erde schwinden der Glaube an Gott, an eine heilige Weltordnung, an Gerechtigkeit; darf nicht der steuerlose Fanatismus im alten Chaos wühlen. — Truchseß, ich bin manchmal entzückt von Byron, aber eh' ich mich dessen bewußt werde, weht mich auch schon wieder ein Grausen an, wie aus geöffneten Gräbern, oder aus Fensterhöhlen bemooster Kirchenthürme. Überdenke ich alle die Schandthaten in Byrons Erzählungen, so begreif' ich nicht, wie Väter ihren Töchtern, Män-

ner ihren Bräuten dergleichen in die Hand geben mögen.

In Klopstocks Bardieten ist wenig theatralisches Leben, aber herrliche Sprache, körnig, gediegen, edle Gesinnung, und schöne Phantasie in einzelnen Bildern. Sie haben außerordentlich auf die Ausbildung der Sprache gewirkt.

Heidelberg, März 1821.

Über Hoffmann könnten wir leicht einerlei Meinung sein. Sein Genie kann nur von Genielosen verkannt, von Absprechern geläugnet werden. Einige seiner Erzählungen tragen den Stempel der Lieblichkeit wenigstens stellenweis; die meisten seiner Produkte sind, bei aller Anziehungskraft, zurückstoßend und schaudervoll. Hoffmann entfernt sich ganz von der Natur, und tritt in das Reich der Fratzenhaftigkeit ein. Dies Fratzenhafte ins Leben zu rufen, und mit dem Alltäglichen zu verbinden, daß es mit diesem wie Hand in Hand brüderlich fortwandelt, hier hat Hoffmann ein wunderbar großes Talent, und mir ist manchmal, als hausen im Abgrunde seiner Seele ganze Legionen neckischer Teufel, die seine Phantasie mit all diesen wunderlichen Eingebungen erfüllen. Im Kater Murr befriedigen mich nur Einzelheiten,

wie das Feuerwerk, das unsichtbare Mädchen u. s. w. Neckisch ergriffen und nachher gespenstisch verfolgt hat mich der Mann auf der Pariser Brücke, an welchem rasch hintereinander drei Soldaten vorübergehn und mit den Worten: „es weht ein großer Wind, mein Herr!" ihm Hut, Mantel und Stock wegraffen. Es liegt in der schnellen jambischen Bewegung dieser Worte etwas geisterartiges, und die Soldaten scheinen mir eher Macbethische Geister zu sein, als von Fleisch und Blut. Aber in keinem Werk von Hoffmann vermisse ich so sehr den geistigen Zusammenhang. Daß dieser am Ende sich finden ließe, glaub ich wohl; aber warum ihn diesmal so arg versteckt? warum so absichtlich den Geist der Zerrüttung in dem ewigen Wechsel von Murrs Katereien und den Makulaturblättern uns vor Augen geführt? — Ganz Widerspiel in dieser Hinsicht sind die Elixire des Teufels, ein großes, in den kleinsten Zügen vollendetes, wenn schon gräßliches Gemälde, dessen Anfang, Mittel und Ende man so wenig anzugeben weiß, wie auf den Boissereéschen Gemälden. Im sogenannten Beginn sind wir schon mitten ins Ganze versetzt, und hier schon liegt der Schluß vorbereitet, wenn man den letzten Buchstaben des Werkes Schluß nennen darf, da man ihn eben so gut in der Mitte

suchen kann. Das Wunderbare, wenn man den Zauber des Elixirs zugiebt, so wie die Teufelsgeburt des alten Francesco und sein bedingtes Ewig-Judenleben, liegt diesmal nicht im Unmöglichen; der Dichter hat die Traumwelt an die wirkliche geknüpft, und dadurch all die phantastischen Erscheinungen hervorgebracht, die uns wie kalte Schauer durchziehn, und an ängstliche Fieberträume gemahnen, wo Erscheinungen auf Erscheinungen jagen, und oft so in einander stecken, daß der Knäuel nicht zu entwirren, die Dissonanz nicht aufzulösen scheint. Das ganze Bild hat dem Dichter, eh' er zu arbeiten anfing, vor der Seele gestanden, ist ihm vielleicht nur ein schrecklicher Gedanke! — mit Einem Ruck aus dem Nichts vor die Seele getreten, und an der Ausarbeitung haben alle Kräfte seines Geistes im wetteifernden Verein geholfen. Auch ist, bei allen Schilderungen des Unsittlichen, nie der Geist der Moral und Religion gefährdet, stets ist die Nemesis geschäftig, den Lohn des Verdienten mit strenger Wage zuzumessen. Und doch möcht' ich nicht dieses Bild immer vor Augen haben, ja ich sehne mich nach dem Augenblicke, wo es aus dem Gesichtskreise meines Blickes in eine wohlthuende Ferne getreten sein wird. Wenn auch überall der Teufel unter Gott gestellt ist, so haben wir's

doch immer mit dem Teufel und dessen satanischen Bränden zu thun, die wie blaue Flämmlein zur Gespensterstunde in die Welt hineinlecken. Das Heitere, welches einem reinen Gemüthe aus Gottes schöner Natur entgegenstralt, erscheint hier nur als Folie und Unterlage, um das düstere desto mehr zu heben, und Düsterheit, Grausen, Entsetzen ist die allgemeine Losung. — In den Nachtstücken ziehn mich besonders an Ignaz Denner und das Majorat. Großer Stil, Wahrheit in den Schilderungen, in dem letzten Stücke, bei übertriebener, fast wahnsinniger Liebesgluth, die im Dichter lodern mag, ein so eisiger Winterfrost, ein solches Gestöber am heulenden Meere, daß einem in den wohlgeheizten Burgsälen am Kamin am Punschnapf, wenigstens vor der Mitternachtsstunde, recht behaglich wird. — Vor allen möcht' ich den Sandmann nennen, eine der geistreichsten Erzählungen unserer Zeit, wenn dieser nicht wiederum in Schauer und Entsetzen sich umtriebe. Es ist wol nicht möglich, einen sinnreicheren Gebrauch von der Idee des Sandmanns zu machen, als hier geschehen ist. Der Tubus des Coppelius ist der Sand, der dem armen Nathaniel in die Augen gestreut wird, und ihm statt der Wirklichkeit ein Traumbild giebt, welche er für Wirklichkeit nimmt.

Die Liebesglut, welche aus dem todtstarren Auge der Olympia durch den verteufelten Tubus in Nathanaels Seele dringt, hat für mich etwas Fürchterliches, und in der Olympia finde ich das Maß alles Unheimlichen übervoll gemessen. Mit einer Automatin tanzen, während des Tanzes vor ihrer rhythmischen Fertigkeit eben so zurückschaudern, wie vor der Kälte ihrer Finger, dann von ihr umschlungen werden, und an die kalten Lippen gedrückt — solches kann nur des Sandmanns Wirkung sein, der ein viel schrecklicherer Bruder des Schlafes ist, als der Tod. Die Poesie sollte uns billig mit Gott und der Natur und unserm Innern versöhnen, nicht mit Wesen befreunden, die Gott noch vor der Schöpfung aus seiner schönen Welt verstoßen hat. —

Du hast Deine Ansicht über meines Vaters letztere Werke ausgesprochen, dafür danke ich Dir; noch mehr, daß Du durchaus nicht forderst, ich solle beitreten. Nur wünschte ich, Du hättest dabei gar nicht an ein söhnliches Verhältniß gedacht. Es ist wahrlich Nebensache in Rücksicht meiner, daß der Verfasser mein Vater ist; ich würde die selbige Verehrung für diese beiden Werke haben, wenn sie auch ein ganz Unbekannter geschrieben hätte, so wie viele sich zu meinem Vater gewandt haben, die ihn nie

sahen, selbst unter Katholiken, die nicht Papisten sind. Dies hängt mit meiner Begeisterung für Religion zusammen, die sehr frühe in mir durch fleißiges Bibellesen, und Lessing, späterhin durch meine verehrten Lehrer Nösselt und Griesbach geweckt und gebildet ward. Es ist von keinem Kampfe zwischen Stolberg und Voß die Rede, sondern zwischen Finsterniß und Licht. Ich rechne es mir zum Ruhme an, daß ich von jeher Stolberg den Umtriebler zu scheiden wußte von Stolberg, wie es im Sophronizon heißt, „dem unwiderstehlich anziehenden". Laut und öffentlich hab' ich als Schulknabe gegen Stolberg den Agendenstürmer gesprochen. Er hat das erfahren; er hat gegen mich gedonnert, und ich bin doch sein Liebling geblieben. Als Stolberg mich in Halle besuchte, o wol 8 Tage brauchte ich, eh' ich aus dem ersten Taumel der Seligkeit mich wieder zurecht fand. Als ich nach Weimar kam, war sein erstes, einer Gräfin B. daselbst zu schreiben, sie möge mir alles mögliche zu Liebe thun; was mir, das geschähe ihm. Darauf schrieb ich St., und nicht bloß er antwortete sogleich, sondern auch sie, er mit leiser Andeutung, sie ganz unverholen, ich solle katholisch werden. Mit dem eindringlichsten Ernste verbat ich mir dergleichen Zumuthungen in einem

langen Briefe (NB. Meinem Vater hab' ich dies nie erzählt). Daß er mir gleichwohl gut geblieben, weißt Du. Ich besitze seit 1808 mehr als 10 der väterlichsten Briefe von ihm. Und nun wirst Du wol meine Wahrhaftigkeit in keinem Jota bezweifeln, wenn ich sage, daß ich jenes edle Bild von Stolberg treu in mir bewahre. —

Laß mich nun noch einen Irrthum aufklären. Du schreibst: „Daß diese Schrift Deinem Vater viele Freunde erworben, glaube ich gern bei dem jetzigen Geist" u. s. w. Allerdings sind unter den Freiheitsschwindlern, welche die Zeit geheckt hat, wol auch viele, die meinen Vater für ihren Apostel halten. Das ist eben die Kehrseite der guten Münze. Aber nicht solche meinte ich, solche hass' ich vom Grund der Seele; sondern Männer und Frauen meinte ich, wie Frau von der Recke, Graf Schlaberndorf, Jean Paul, die gesammte theologische Facultät in Halle, eine Menge von Predigern, denen bei dem Treiben eines Claus Harms und ähnlicher Finsterlinge allerdings vor einbrechender Dunkelheit bange war. Und wie viele wird die Schrift noch zum wahren, von Dogmen unentstellten Urchristenthum zurückführen, wenn die Leidenschaften werden verstummt sein, die noch manchen Halbharmsianer verblenden! — Doch

gegen diese Seite der Schrift hast Du nichts, wie ich glaube, sondern gegen die andere Hälfte, die das Junkerthum betrifft. Ich wollte, theurer Truchseß, Du läsest sie einmal recht aufmerksam, Du würdest finden, daß nirgends gegen wahren Adel geredet ist, sondern nur gegen ein Kastenwesen des entarteten Adels, und dies hast Du ja nie in Schutz genommen. Ich wollte ferner, Du kenntest die Schrift von Stolberg, die den ersten Anlaß gab, den großen Kampf zu beginnen. Die ist so recht gemacht, der Junkerei Vorschub zu geben. Was den Geburts-Adel betrifft, ich lieb' ihn nicht, ich haſſ' ihn nicht, er ist mir indifferent. Nie, wenn ich bei Dir war, oder, was täglich geschieht, wenn ich an Dich denke, fällt mir ein, daß das zufällige der Geburt Dich geadelt hat; ich dachte nicht daran, als ich Dich zuerst sah, und Dich gleich so unaussprechlich liebte. Bloß das Edle in Dir sprach mich so gewaltig an, wie bei Jean Paul und Schiller. Bei Dir kommt eins hinzu, was z. B. Jean Paul nicht aufweisen kann, daß Dir all Deine Angehörigen so ähnlich sind. Das haben allerdings viele Familien vor andern voraus; aber es ist nicht Vorrecht des adlichen Adels; auch im bürgerlichen Adel findet sich diese Erscheinung. Sieh, mein theurer Truchseß, insofern ist mir der

Adel etwas großes, als er zur moralischen Vervollkommnung eines Mitgliedes von Familien, die im Besitze seiner sind, beitragen kann. Was ich demnach zu erleben aus voller Seele wünsche, ist, daß in Besetzung hoher Stellen das Verdienst mehr berücksichtigt werde, als der bloße Geburtsadel, dagegen, daß Adliche unter Umständen auch für ehrende bürgerliche Stellen sich nicht zu hoch achten.

Heidelbreg, November 1821.

Über Philister laß mich zur Ehre Schillers, der das Wort in Umlauf gesetzt, eine Bemerkung machen. Keinen Stand versteht man darunter, sondern den linkischen, den geistlosen in jedem Stande und Geschäft, der sich durch thörichte Anmaßung über seine Sphäre erhebt. Wer einen Handwerker Philister schelten wollte, weil ihm Wissen und Gelehrsamkeit abgeht, würde dadurch selber zum Philister. Ein Handwerker kann in seiner Art ein Lessing, ein Shakspeare sein, z. B. ein erfindender Tischler. Ja selbst ein mechanischer Handwerker ist kein Philister, wenn er bloß sein will, was er ist; er gehört zu den achtbarsten Nährern des Staats. Dagegen nimm den Direktor NN. Der Mann hat viele negative Tugenden und kein einziges positives

Laster; sein Latein fließt ihm wie Milch und Honig im Schlaraffenlande; gelesen hat er gewaltig viel, und alles spukt ihm im treuen Gedächtnisse. Er hat sogar den redlichen Willen, den Schülern sich nützlich zu machen. Aber er macht (freilich ohne es schlimm zu meinen) die heilige Religion zur diäthetischen Schule, er ruft seinen Schülern zu: „O lernt Griechisch und Latein! es kann vielleicht ein Heyne aus euch werden, und ein Heyne nimmt 3000 Thaler ein!" Er begeht tausend Albernheiten der Art, ohne einmal zu ahnen, daß er den Schülern zum Gespötte wird. Wer möchte es den Leuten verdenken, wenn sie ihn einen Philister nennen. — Einen prächtigen Philister zeichnet Göthe im Wilhelm Meister mit wenigen Worten, einen Jüngling, der mit dem Buch in der Hand die Natur bewundert, der die Schauspielergesellschaft auf das Rieseln der Quellen, das Säuseln des Windes aufmerksam macht, und dem Philine einen Kukuk zuruft. —

Ich wollte, Du kenntest das Fatum aus der Quelle, und nicht nach den sogenannten Fatumstücken neuerer Zeit. Die Idee, daß die Gottheit unter dem Fatum stehe, ist nicht so furchtbar als sie aussieht. Sie sagt mit andern Worten nur: Gott kann das Unmögliche nicht möglich machen. In

unserer Religion kann vom Fatum nicht die Rede sein, weil wir in der Gottheit das Wollen und das Können gleich stellen. Gott kann was er will, aber er will auch nur was er kann. Denken wir uns aber einen Zeus, der im Wohlgefühl seiner Kraft spräche: dies Gerippe soll wieder blühender Jüngling werden; gleich würde das Fatum ihn beschränken. Das Fatum der griechischen Tragödie (von grobsinnlichen Vorstellungen Einzelner unter den Griechen kann die Rede nicht sein) ist die unendliche Verkettung und Reihefolge von Ursach und Wirkung, die innere Ordnung der großen Weltenuhr. Und Fatum fällt in dieser höchsten Bedeutung mit dem zusammen, was wir mit Recht Vorsehung nennen. Denke Dir das edelste Ereigniß, Du wirst sagen, die Vorsehung habe es herbeigeführt. Forsche aber über die Geburt und Erzeugung dieses Ereignisses, Du wirst finden, eine endlose Kette von Ursachen und Wirkungen habe es hervorgebracht. Denke Dir eine einzige Ursache fort in der Reihe, oder anders gestaltet, so wäre auch die unmittelbare Wirkung eine andere gewesen, und das Ereigniß hätte nicht entstehen können. Solche willkührliche Eingreifungen in die Reihe von Ursachen und Wirkungen, welche die ältesten Griechen ihren Göttern zutrauten, wurden vom Fatum

gewehrt. Du siehst, daß die griechischen Götter nicht die eigentliche Gottheit waren, sondern das Fatum war es. Das altgriechische Fatum hab' ich mir immer am lebhaftesten durch geahnte, aber unreif ausgebildete Idee von Gott und Vorsehung gedacht. — Die Neueren haben dem Fatum unerhörte Dinge zugetraut, namentlich Werner im 24. Febr. Auch Schiller in der Braut von Messina. Hier ist eine Scene, wo die Mutter dem Einen Sohn schlechterdings nicht sagen will, wo der Aufenthalt Beatricens sei; gleich darauf sagt sie es dem andern ohne weiteres. Ich habe dies immer für einen willkührlichen Nothbehelf gehalten, weil das Stück nicht hätte fortspielen können, hätte die Mutter es dem andern gesagt. Und nun erfahr' ich, Schillers Absicht sei gewesen, zu zeigen, wie das Fatum der Mutter auf eine grausige Weise den Mund geschlossen, und ihr erst dann ihn wieder geöffnet, als der zweite Sohn gekommen. Da hätten wir als Fatum das wilde Eingreifen einer unheimlich gegenüberstehenden Macht; ein Fehlgriff, den ich Schiller nicht zutraun möchte. Bestimmt aber hat er darin gefehlt, daß er die Personen so viel vom Fatum reden läßt. In Shakspeare's Tragödien ist auch das Fatum, aber genannt wird es nicht. Richard der Dritte z. B.

oder Othello werden durch eine ununterbrochene Reihe von nothwendigen Ursachen und Wirkungen unaufhaltsam zum Untergange geführt. Theils sind die im Herzen zu suchen, theils in äußeren, aber auch nothwendig herbeigeführten äußeren Begebenheiten. Diese Art von Darstellung des Fatums ist mir die liebste. Wenn nun Göthe im Wilhelm Meister so wahr und treffend sagt, nur im Romane dürfe der Zufall spielen (d. h. was wir Menschen so nennen; denn in Gottes Weltenuhr ist gar kein Zufall), im Trauerspiel dagegen müsse strenge Nothwendigkeit herrschen, so heißt das mit andern Worten, hier müsse das Fatum unserm Auge sichtbar sein. Und nun laß mich einen Sprung in Houwald's Bild hineinthun. Auch mich hat das Stück unbeschreiblich angezogen; ich nenne es, der Gesinnung nach, ein edles Stück; ich wollte Dir 50 Schönheiten der ersten Größe und Stärke daraus vorhalten. Nur Eins vermisse ich: Spinarosa's Untergang ist nicht auf dem Wege der Nothwendigkeit herbeigeführt; er erfolgt nur, weil der Dichter es so wollte; auf dem Wege der Natur hätte er nicht erfolgen können. Kurz das Fatum fehlt.

Heidelberg, 10. Juli 1822.

(Letzter Brief.)

Ja wohl, „laßt uns Liebe behalten, wenn wir auch über manches verschiedene Ansichten haben.“ Das ruf' ich mit Dir aus. Nie, auch nicht ein einzigesmal hast Du mir wehe gethan, alter Truchseß. Alles, was aus einem Herzen kommt, das ich ehre, ist mir ehrenwerth, und wenn es auch manchmal schroff entgegentritt.

Von Lord Byrons kleineren Gedichten hab' ich eins, das ich beilege, recht für meinen alten Truchseß übersetzt. Ich habe Dir manches harte Wort über diesen Ultradichter ausgesprochen. Mich freut, daß ich ihn Dir auch einmal von einer guten Seite zeigen kann. Zwei Seelen hat der Mann; die eine Seele leugnet gradezu Gott und Unsterblichkeit, und sehnt sich nach dem Versinken ins ewige Nichts. Die andre Seele freibeutet manchmal in der heiligen Schrift, und holt sich daselbst Stoff zu Gesängen. Fast alle seine „Hebräischen Lieder“ sind trefflich; wenn es ihnen gleich, aus begreiflichen Ursachen, etwas an innerer Wärme fehlt.

Der unsterbliche Geist,

von Lord Byron.

Wenn Todesschauer uns umschauern,
Ach, wohin flieht der ew'ge Geist?
Er kann nicht sterben, hier nicht dauern,
Er läßt den dunkeln Staub verwaist.
Wird er dann körperlos durchschreiten
Von Stern zu Stern des Himmels Bahn?
Wird er mit eins die fernsten Weiten
Ausfüllen auf dem großen Plan?

Entfesselt, ewig unveraltet,
Selbst ungesehn, doch Auge ganz,
Was in der Schöpfung sich gestaltet,
Sieht er im hellsten Sonnenglanz.
Was auch aus fernster Zeit der grauen
Erinnrung schwach ist eingeprägt,
Kann er mit Einem Blick durchschauen,
Der bis ins Unermeßne trägt.

Bis zu dem ersten Sterngefunkel
Schaut er mit Seherkraft zurück;
Ja, eh die Welt entstand, ins Dunkel
Des alten Chaos dringt sein Blick.
Was auch die Zukunft raub' und bringe,
Sein Aug' ermißt's durch alle Zeit,
Beim völligen Ruin der Dinge
Ruht er in eigner Ewigkeit.

Von Hoffnung, Lieb', Haß, Furcht entbunden,
Lebt er im reinsten Element;
Jahrtausende entfliehn wie Stunden,
Und Stunden gleichen dem Moment.
Auch flügellos, schnell wie Gedanken,
Fliegt er durchs ew'ge Morgenroth,
Der namenlos und ohne Schranken
Schon längst vergaß den Namen Tod.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voß, Heinrich, / Truchseß von Wetzhausen, Christian, / Voß, Abraham,

Briefe von Heinrich Voss

Bd.: 2

1834

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB E 435#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11419130-1